# Zur Jahrhundertf... der Geburt Johann Gabriel Seidls

Johann Gabriel Seidl


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

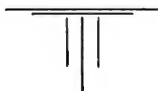
# Zur Jahrhundertfeier

der Geburt

# Johann Gabriel Seidls.



Separatabdruck aus der »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« 1904, Heft VI.



WIEN.
Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn.
1904.

MGH

Die Redaktion hält es für eine Pietätspflicht, am heutigen Tage das Andenken an J. G. Seidls Verdienste um die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ zu erneuern.

Der Dichter war es ja, der im Verein mit H. Bonitz, J. Mozart und A. Stifter sie ins Leben gerufen und durch mehr als fünfundzwanzig Jahre, vom 20. Februar 1850 bis zu seinem Hingange am 18. Juli 1875, in der hingebungsvollsten und förderlichsten Weise mitgeleitet hat. Was der wackere, vielseitige Mann unserer Zeitschrift gewesen ist, was er als treuer, fortschrittsfreundlicher Schulmann, als gelehrter Forscher auf archäologisch-epigraphischem und numismatischem Gebiete geleistet und als gemütvoller österreichischer Lyriker geschaffen hat, beleuchtete unmittelbar nach seinem Tode sein gewesener Redaktionskollege, der damalige Universitätsprofessor Wilhelm Hartel, in feinsinniger und trefflicher Weise. Wir wollen aus dem gehaltvollen Nachrufe (in dieser Zeitschrift XXVI 554 ff.) nur einige Seidls Redaktionstätigkeit kennzeichnende Worte herausheben: „Hier hatte er ein Feld, wo er die reichen Schätze seiner pädagogischen Erfahrung zu Nutz und Frommen der österreichischen Lehrerwelt mitzuteilen nicht müde wurde, wo sein wohlwollendes und anregendes Wesen unbehindert zum Ausdruck kam . . . Seine spezielle Tätigkeit in der Redaktion der Zeitschrift nahmen die letzten Abteilungen der Hefte, welche eine Chronik der Gymnasien und die gesamte Bewegung auf administrativem Gebiete veranschaulichen sollen, in Anspruch, indem er diese, selbst als die vorgesetzten Behörden das Material dafür zu verabfolgen nicht mehr in der Lage waren, mit lückenloser Genauigkeit und gleicher Reichhaltigkeit herzustellen sich mühte. Mit

zitternder Hand besorgte er auf seinem Schmerzenslager am 9. Juli noch die letzten Korrekturen des Heftes, in dem er seinen Nekrolog finden sollte".

Derselben berufenen Persönlichkeit verdanken wir die neuerliche Würdigung J. G. Seidls bei der vielbesuchten, glänzenden Festfeier, die am 11. Mai d. J. im Wiener großen Musikvereinssaale stattfand.

Die folgenden Blätter sollen zunächst die Erinnerung an dieses schöne Fest, das sich zu einer großartigen Huldigung für die Manen des Dahingegangenen gestaltete, festzuhalten suchen, ferner aus dessen reichem, noch immer nicht erschöpftem Nachlasse neue oder wenig bekannte Beiträge zu seiner Biographie, Charakteristik und seinen literarischen Leistungen, endlich eine Würdigung seines Wirkens als Historiker und Schulmann bringen.

Über die erwähnte Feier haben zwar die Wiener Tagesblätter meist ausführlich und anerkennend berichtet, es dürfte aber besonders den auswärtigen Lesern unserer Zeitschrift willkommen und für die Folgezeit nicht wertlos sein, aus der Festordnung selbst zu ersehen, welch auserlesene Genüsse das Komitee der Versammlung zu bieten, welch sinnige Auswahl aus Seidls Dichtungen und Liedertexten es zu treffen verstanden hat. Wir müssen uns bescheiden, außer dem Wortlaute des Programmes nur die Ansprache Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Dr. W. Ritter v. Hartel, den Prolog von St. Milow und die Festrede des Herrn Dr. R. Kralik v. Meyrswalden vollinhaltlich abzudrucken. Darauf folgen die drei Originalbeiträge, die den Freunden des Dichters, Forschers und Lehrers gewiß einiges Interessante und Neue bieten werden.

Schließlich fühlen wir uns verpflichtet, der Verlagsbuchhandlung für das freundliche Entgegenkommen zu danken, das sie uns durch die Erweiterung dieses Festheftes bewiesen hat.

Wien. Die Redaktion.

# Fest-Ordnung.

Die Dichtungen zu sämtlichen Gesangsvorträgen von J. G. Seidl.

1. *„Segne mein Vaterland!“* Festchor von Adolf Kirchl: Der „Schubertbund“ unter Leitung seines Chormeisters Herrn Adolf Kirchl.

2. *Ansprache* Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel.

3. *Prolog* von Stefan Milow. Gesprochen von Herrn F. Gregori, Mitglied des k. k. Hof-Burgtheaters.

4. *„Die Nachthelle“*, Chor mit Tenorsolo und Klavierbegleitung von F. Schubert: Der „Schubertbund“. Solist: Herr Ferdinand Soeser (Vereinsmitglied). Am Klavier: Herr Theodor Zechner (Vereinsmitglied).

5. *Festrede:* Herr Dr. Richard Kralik v. Meyrswalden.

6. *a) „Blondels Lied“* von Robert Schumann;
   *b) „Taubenpost“* von Franz Schubert. Liedervortrag des Herrn Ferdinand Soeser. Am Klavier: Herr Hermann Zechner (Vereinsmitglied).

7. *Dichtungen in hochdeutscher Sprache von J. G. Seidl:*
   *a)* An Wien; *b)* Nord oder Süd; *c)* Meine Uhr; *d)* Vogelweide; *e)* Fried und Lied. Frau Maja Kralik v. Meyrswalden.

8. *„Widerspruch“*, Chor mit Klavierbegleitung von F. Schubert: Der „Schubertbund“.

9. *Dichtungen in niederösterreichischer Mundart von J. G. Seidl:*
   *a)* Schlaflied für an alt'n Tatl; *b)* Da Dickschedl; *c)* Menschen und Uhrn; *d)* Dö Tausendkünstler.
   Fräulein Amalie Schönchen, Mitglied des k. k. Hof-Burgtheaters.

10. *„Nachtgesang im Walde“*, Chor von F. Schubert: Der „Schubertbund“ und das Hornquartett der k. k. Hofoper, die Herren K. Stiegler, R. Vargits, K. Romagnoli, K. Wesecky.

11. *„Die Volkshymne“* von Josef Haydn, vierstimmiger Chor unter Leitung des Herrn Prof. Eduard Mirus: Mittelschüler, verstärkt durch Mitglieder des „Schubertbundes“.

---

# Ansprache

## Sr. Exzellenz des Herrn Ministers Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel.

Ich komme dem Wunsche des Komitees, das diese Gedenkfeier an den 100jährigen Geburtstag Johann Gabriel Seidls veranstaltet, gerne nach, in seinem Namen einige Worte der Begrüßung zu sprechen.

So seien Sie denn alle, die in so großer Zahl hier vereinigt sind, herzlich willkommen! Wollen sie ja in pietätvoller Stimmung die Erinnerung an einen Mann in sich aufleben lassen, der bescheidenen Sinnes sich eine solche Ehrung der dankbaren Nachwelt nie erträumt, ja wohl gar abgewehrt hätte. So lange er schuf und wirkte, mied er den lauten Markt des Lebens, mied das stürmische Drängen der nach Anerkennung Verlangenden, mied die Aufregungen des Ruhmes und seines Trabanten, des Neides.

So gelang es ihm, in dem verborgenen Winkel einer Provinzstadt, wohin er als Lehrer des Gymnasiums aus seinem Geburtsorte, dem lieben Wien, verschlagen worden war, ruhig auszureifen und fast unbemerkt in seiner Art groß zu werden. Es gelang ihm so vollständig, daß erst im Jahre 1840 die falsche Nachricht von seinem Tode und die dadurch veranlaßten rühmenden Nekrologe die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und der Behörden auf ihn lenkten und seine Berufung als Kustos des Münz- und Antiken-Kabinettes in Wien zur Folge hatten.

Während des 10jährigen Aufenthaltes in Cilli begründete Seidl seinen Ruf als Dichter, Forscher und Lehrer. In der Wiener Epoche widmete er seine Kraft nicht so sehr der Dichtkunst als der Wissenschaft, ohne daß dabei sein lebhaftes Interesse für die Schule zurücktrat. Die große Menge kennt und liebt ihn als Dichter, die gelehrte Welt schätzt ihn als epigraphischen und numismatischen Forscher, die Schulwelt verehrt ihn als Förderer des Unterrichtes.

Die vielseitige Tätigkeit dieses altösterreichischen Polyhistors wurde aber durch eine Grundstimmung beseelt, durch die Liebe zum heimatlichen Boden, zu Land und Leuten, unter denen er lebte, und war auf ein Ziel gerichtet: das Wohl und die Ehre des Vaterlandes.

Mit den Besten seiner Zeit beklagte er die unzulänglichen Einrichtungen des Schulwesens, in welchen er den Grund für die Rückständigkeit Österreichs auf allen Gebieten des geistigen und wissenschaftlichen Lebens erkannte. Darum schloß er sich, als das Ministerium des Grafen Leo Thun das befreiende Wort sprach und das Gymnasium nach deutschem Vorbilde reformierte, mit Begeisterung den Urhebern und Förderern dieser Reform Exner, Bonitz, Mozart u. a. an und gründete mit ihnen die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, die er als Redakteur

leitete, ein Organ, das ihn bis zum Ende seines Lebens, nachdem er seit langem aufgehört hatte, sich dichterisch und wissenschaftlich zu betätigen, mit der Schule in Verbindung erhielt. In der geistig und sittlich gehobenen Jugend erblickte er die feste Stütze seines heißgeliebten Österreich, das er groß und glücklich sehen wollte.

In gleichem Geiste betrieb Seidl seine wissenschaftliche Arbeit. Seine topographischen und historischen Landschaftsbilder, seine epigraphischen und numismatischen Studien empfingen Anstoß und Richtung durch sein warmes Interesse für alles, was irgendwie mit dem heimischen Boden zusammenhing. So wurden unter seiner verständigen Behandlung geringfügig scheinende Dinge, wie Inschriftsteine, Münzen, Urkunden, Ruinen, Sitten und Gebräuche, zu beredten Zeugen, die ihm von den Menschen erzählen mußten, welche seit vorrömischer Zeit den österreichischen Boden besiedelt und bebaut, von ihren Schicksalen, ihren Leiden und Freuden, ihrem Sinnen und Trachten. Das rein Menschliche in diesem Kleinleben war es, das ihn anzog, dafür hatte ihm die Liebe zum Volke scharfen Sinn und feines Verständnis verliehen.

Als der hellste Born aber, in welchem sich die Volksseele am reinsten spiegelt, erschien ihm das Volkslied, das schlicht und treu das Fühlen und Denken, die Leiden und Freuden des Volkes wiedergibt. Diesen unerschöpften Born deutscher Lyrik seit Bürger und Goethe hat Seidl in seinen österreichischen Adern erschlossen und in den großen Strom deutscher Lyrik zu leiten versucht, indem er Volkslieder sammelte, sie in ihrem kleidsamen dialektischen Gewande treu kopierte oder in feiner Nachahmung wiedergab. Ein guter Kenner fremder Literaturen, namentlich der antiken Dichter, nahm er auch daher mannigfache Anregungen für die Ausgestaltung der Form und des Gehaltes seiner eigenen Dichtungen, die er in richtiger Abschätzung seiner Kraft wesentlich auf die Pflege des kleinen Genres, des Liedes und der Ballade, beschränkte.

Was er aber immer dichtete und schuf, alles erhielt das eigentümliche Gepräge seiner Persönlichkeit. Von Mutter Natur mit jenen Vorzügen ausgestattet, welche Grillparzer seinen Landsleuten nachrühmt, mit dem schlichten Sinn, dem richtigen Empfinden und einer gesunden Natürlichkeit, wurde er zum Sänger des still zufriedenen Glückes und der häuslichen Tugenden, ein echter Typus des gemütlichen Stillebens, der patriarchalischen Franziszeischen Zeit, der Biedermaierzeit, für welche uns in diesen Tagen des Sturmes und Dranges in Literatur und Kunst Sinn und Verständnis fast verloren ging, vielleicht aber wieder zu erwachen beginnt, wenn die teilweise Rückkehr der Kunst zu dem Stile, der diesen Namen trägt, einen weiteren Wandel des Geschmackes verkündet.

Wenn aber Seidl trotz der Ungunst der Verhältnisse nicht ganz in Vergessenheit geriet, so ist das der Musik zu danken;

denn gerne griff diese nach seinen Liedern, welche Träumerisches und Ahnungsvolles, Weiches und Gemütliches, Lust und Scherz oft nur mit einem Worte anklingen lassen und so der Komposition weiten Spielraum gewähren, diese leisen Anklänge zu vollerem Austönen zu bringen. So lebt denn Seidl in den herrlichen Kompositionen eines Schubert, Lachner, Schumann, Loewe und anderer bis auf unsere Tage fort. Das Lied aber, das man seinen Schwanengesang nennen könnte, in das er seine ganze lautere Seele überströmen ließ, das er mit dem Feuer seines patriotischen Herzens durchwärmte, wird unvergänglich dauern wie die Weise des unsterblichen Komponisten, für die er es gedichtet, das Lied: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!“

---

# Prolog

von Stephan Milow.

Wie viel die Zeit im ems'gen Schaffen bringt,
Was, weiter eilend, wieder sie verschlingt!
Doch ist nicht alles ohne Spur dahin,
Gar manches hegt der Spätern treuer Sinn,
Was, schien es oft auch völlig schon verweht,
Mit einemmale herrlich neu ersteht,
Daß wir's erkennen: nannt' es auch kein Wort,
Es wirkte stillgeheim doch immer fort.
So ist's mit ihm, den laut wir feiern heut,
Dem Wien den Zoll noch der Erinn'rung beut,
Sein Wien, wo er geboren ward und ruht,
Das Wiege ihm und seine letzte Hut.
Und wie es seinen Schatten ehrt und preist,
Ehrt's mit die Kunst, die er geübt, und weist
Auf sie als auf ein Höhres, uns geschenkt,
Daß aus dem Alltag es empor uns lenkt. —
Vor hundert Jahren schlug das Aug' er auf,
Vor dreißig fast beschloß er seinen Lauf
Nach einem Leben, das er allezeit
Dem Schönen und dem Guten nur geweiht.
Da wir zurückschaun, steht er vor uns klar,
Wie, immer strebend, er geworden war.
Ob sich sein Geist im Wissen auch bewährt,
Das er durch seinen Forscherfleiß gemehrt,
Früh hat's die Poesie ihm angetan
Und wuchs zu seinem Lebenswerk heran.
Eins ist's vor allem, was uns ihm gewinnt,

Was nicht veraltet, wie die Zeit auch rinnt:
Er war es, der die Kaiserhymne sang,
Das Herz des Volks gelegt in ihren Klang,
Des Volks, ihm so vertraut, und dessen Art
Und Sprache er uns noch geoffenbart
Gar mannigfach in Liedern und im Schwank,
Ob so, ob so, uns jedesmal zu Dank;
Da fand er und erschloß er einen Quell,
Der unerschöpflich sprudelt, frisch und hell.
Auch was er schaffend sonst beschert der Welt,
Von schönem, reichem Leben ist's geschwellt,
Ob sein Gefühl, wie es im Augenblick
Bewegt das ewig wechselnde Geschick,
Er uns ergießt mit rührend sanfter Macht,
Ob wieder ihm die Sangeslust entfacht
Das wundersame Walten der Natur,
Wenn sinnend er durchwandelt Wald und Flur.
Und wie er trefflich zu erzählen weiß!
Gebührt in der Ballade ihm ein Preis,
Die streng gefügt und mit dem Reim geschmückt,
Ist ihm gar manch Geschichtchen auch geglückt
In ungebundner Rede, leicht geschürzt,
Das uns willkommen trübe Stunden kürzt.
Sieghafter Frohsinn ist's, der aus ihm spricht,
Verschließt er sich dem Ernst und Schmerz auch nicht,
Und, sinnig, deutsam, bannt er und erfreut,
Was immer er im Geben um sich streut.
Doch das erst macht die volle Harmonie,
Daß keinem Laut er je den Atem lieh,
Der, wie die Lauscher er gefangen nahm,
Nicht ihm auch aus dem Grund der Seele kam;
Wie er gedichtet, war er selber auch,
Durchtränkt von einem milden, warmen Hauch;
Das Auge klar, ein Lächeln um den Mund,
In seinem tiefsten Wesenskern gesund;
Kein Fleck entstellt, was träumend er gewebt,
Und rein und makellos hat er gelebt.
Voll Liebe für sein eng'res Vaterland,
Bot jedes Stammes Sohn er gern die Hand,
Tat jedem, der ihn suchte, er Bescheid,
Stets hilfreich, bieder, ohne Falsch und Neid,
Erkennend allezeit den höchsten Ruhm
Im schöngeübten, edlen Menschentum,
Das, wo die irre Leidenschaft entzweit,
Versöhnend schlichten möchte jeden Streit,
Und stets bemüht, zu säen und zu bau'n,
Muß es die Ernte auch dem Herrn vertrau'n.

So ist er durch das Dasein still gewallt,
Recht eine herzerquickende Gestalt,
Der, wie wir forschen, wenige nur gleich:
Ein Stück des alten guten Österreich!

---

# Festrede

des Herrn **Dr. Richard Kralik v. Meyrswalden.**

Man liebt es heutzutage immer mehr, einige stolze Künstlernamen mit besonderer Auszeichnung zu erheben und dafür die anderen in den Hintergrund zu rücken. Es liegt darin ein Zug von ästhetischem Imperialismus, der unserer Zeit eigen ist. Dies Vorgehen ist echt menschlich, es ist ja auch schon das der Sage; aber es ist nicht historisch, es ist nicht gerecht und nicht künstlerisch. Der Kunst steht ein großer Dichterwald von hundertstimmigem Echo zu Gebote. Gewiß muß in diesem Musenhain ein Baum der höchste, eine Blume die schönste, eine Nachtigall die süßeste sein; aber die Schönheit des Hains beruht doch auf seiner Fülle, auf seiner Mannigfaltigkeit. Wir würden unseren Dichterhain zerstören, wenn wir alle Bäume mit Ausnahme des höchsten niederhauen, alle Blumen mit Ausnahme der schönsten ausraufen, alle Nachtigallen außer der hellsten verbannen wollten.

Im ästhetischen Bewußtsein der Gegenwart nimmt jene Stellung des alle überragenden Heros für die deutsche Literatur Goethe, für die österreichische im besonderen Grillparzer ein. Das hat gewiß seine Berechtigung. Aber trotz seiner überragenden Größe ist doch Goethe gewiß nicht der allein repräsentative Dichter der ganzen deutschen Literatur, nicht einmal der seiner Zeit, der er oft ratlos gegenüberstand. Auch Grillparzer kann nicht als der allein repräsentative Dichter des deutschen Schrifttums in Österreich gelten, wenn wir uns nicht selber verarmen lassen wollen. Die klassischen Epochen der österreichischen Poesie liegen ja bekanntlich schon in jenen Zeiten, da sich hier das nationale Epos, die Nibelungensage entfaltete, da die Lyrik der Minnesinger, eines Walther von der Vogelweide blühte, da sich hier endlich ein volkstümliches Drama entwickelte.

Unsere Literatur beginnt also nicht erst mit Grillparzer, sondern schon mit der Völkerwanderungszeit, wo hier auf ostgotischem Gebiet durch ungenannte epische Sänger die deutsche Heldensage gedichtet wurde. Ja wir mögen uns auch zu eigenem Vorteil erinnern, daß der erste bekannte und berühmte Wiener Schriftsteller noch älter ist, nämlich Kaiser Marcus Aurelius, der gerade hier zwischen Vindobona und Carnuntum seine Selbst-

betrachtungen verfaßt hat, eine Diätetik der Seele lange vor unserem Feuchtersleben. Ihm als unserem ältesten und vornehmsten Kollegen sind wir eigentlich schon längst ein Ehrendenkmal und ein Ehrengrab zugleich in Wien schuldig; denn er ist hier gestorben — abgesehen davon, daß er zuerst in würdevollster Weise unser Wien zur Kaiserstadt gemacht hat.

Und doch haben wir dessen vergessen. Wir sind eben so reich, daß wir philosophischer Kaiser, ganzer Legionen von Schriftstellern und ganzer Reihen von klassischen Epochen unserer Heimat vergessen können.

Einer aus der Fülle dieses Reichtums ist Johann Gabriel Seidl. Aber er wird uns eben jetzt nach 100 Jahren neu geboren als Typus eines echten Poeten und seines Poetenschicksals, als Typus echten Österreichertums, als Typus seiner Zeit und ihrer Probleme.

Er ist der Typus des Dichters. Leicht und mühelos singt er im Lenze seines Lebens seine Lieder, schwärmt, wandert, liebt, heiratet, wird ernsthaft, fleißig, ein Mann des Amtes und der Pflicht, der nun auch dem vollen Ernst des Lebens seinen Zoll zu zahlen weiß. Das ist der Dichter, wie er sein soll, der Schmücker des Lebens. Er macht die Poesie, die man fürs Leben braucht, nicht mehr, nicht das verzweifelte „*Oeuvre*“, nicht jenes Riesenwerk, das über den Dichter hinauswächst. Er ist kein Virtuose, der aus der Poesie ein wenn auch noch so hohes Handwerk macht. Ihm ist Poesie Trost und Zierde des Lebens. Er will sie nicht „kommandieren“. Sie ist ihm „Lebenskunst“ mit allen Vorteilen und Schwächen dieser Art.

Aber Seidl ist auch der Typus des Poetenschicksals. Im Kreise gleichstrebender Freunde erfüllt er seine Umgebung mit harmloser Schönheit, Freude, Lust am Gesang, ohne Ruhm zu fordern, ohne Ruhm zu erlangen. Nach dem Lose des Künstlers hätte er noch bis in sein Alter oder bis an seinen Tod warten müssen, um den Preis zu erlangen, mit dem die Mitwelt aus grundsätzlichem Gerechtigkeitsgefühl das Verdienst zu kränzen unerbittlich vermeidet. Aber siehe da, er wird in voller Manneskraft fälschlich totgesagt und die getäuschte Fama stößt in die Posaune des Ruhmes. Der Glückliche darf noch bei lebendigem Leib Zeuge seiner Apotheose sein. Der Glückliche? Nein. Die strenge Weltgerechtigkeit gleicht alles wieder aus. Sie büßt jenen Blick, den er vorschnell hinter den Vorhang des Ruhmestempels tun durfte, nach kurzem Glückstaumel mit melancholischer Strafe. Sie legt die Hand auf seine Lippen und gönnt ihm nur spärliche Töne mehr. Er stirbt zum zweitenmal, nun scheinbar ganz vergessen, ganz überlebt. Fama hat nun andere Lieblinge an seine Stelle hervorgezogen. Und er muß Jahrzehnte in einem Purgatorium der Mißachtung schmachten, bis wieder alle Gerechtigkeit der harten Kritikerin erfüllt ist.

Erst wir entdecken ihn wieder. Das typisch Österreichische zieht uns bei ihm an. Wir erfreuen uns bei ihm an einer Klangfarbe, die uns von einer Reinheit, einer Echtheit, einer Liebenswürdigkeit erscheint wie sonst bei keinem. Es sind primitive, ursprüngliche Qualitäten darin, die wir jetzt erst nach einer jahrzehntelangen Schulung wieder mehr schätzen gelernt haben.

Unser Dichter ist aber auch ein Typus für die Arbeit, die einem modernen Poeten überhaupt zukommt, nach alledem, was uns die Literatur schon geboten hat. Damit kommen wir auf seine Werke, seine wirklichen Leistungen, und wollen diese im Zusammenhang mit der Geschichte, mit dem Streben seiner Zeitgenossen betrachten.

Beginnen wir mit dem Gebiet des Epischen. Das deutsche Nationalepos ist bereits gedichtet. Man kann nur etwa wie Anastasius Grün in der Weise des alten Epos neuere Gegenstände behandeln, man kann die anmutigen Nebenwege der Novelle, der Ballade gehen. Gerade auf die Form der Ballade sind wir seit den „Klassikern" hingewiesen worden, und wir haben da eine reiche Ernte aufzuweisen, die einmal im Zusammenhang gewürdigt und vorgestellt werden sollte. Collin, Karoline Pichler, all die Dichter, die Hormayr um sein Taschenbuch scharte, haben hier Vortreffliches geleistet. Joh. Nep. Vogl ist fast ganz darin aufgegangen. Und auch Seidl hat die beiden Hauptquellen dieser Dichtungsart, die Sage und die Geschichte aller Zeiten und Völker reichlich ausgenützt. Bedeutender aber erscheint er fast noch auf dem Gebiet der Novelle. Er wandelt hier in den Spuren Tiecks und der Romantiker. Die beiden Novellen „Cornelia Fieramonte" und „Sie ist versorgt" sind Meisterwerke dieser Art. Erstere groß in der Kunst des Verschweigens und Ahnenlassens, dabei so packend und ergreifend wie nur möglich; die zweite von einer Feinheit der psychologischen Führung und der kunstvollen Schlingung des Knotens, dabei von einer Reinheit und Anmut der Zeichnung, wie ich sie nur einzig noch bei unserem lebenden Meister Ferdinand v. Saar bewundere. Eine dritte Novelle Seidls „Juana" ist mehr durch ihre Tendenz bedeutsam. Sie schildert in echt österreichischem Sinn das Gefährliche des Überschreitens seiner Sphäre, des Strebens aus den Schranken der zufriedenen Bescheidung, sowie es Raimund im „Bauer als Millionär", Grillparzer in „Traum ein Leben" getan hat. Seidl aber wendet diese Lehre geradezu auf die Kunst an. Er zeigt an einem tragischen Fall, daß die Kunst nur der Schmuck, die Begleiterin des Lebens sein soll; sie erfreue und beglücke den harmlosen Künstler und seine Umgebung. Dann ist sie auch echt im ästhetischen Sinne. Sie diene aber nicht der Ehrsucht, der Selbstsucht, der Leidenschaft, sonst schafft sie Unheil, Wahnsinn, Untergang, Verbrechen. All das ist sehr bezeichnend für Seidls ästhetische Überzeugungen.

Wenn wir nun weiters die Stellung unseres Dichters zum dramatischen Problem seiner Zeit betrachten, so erscheint der Ertrag wohl sehr bescheiden, aber doch bedeutsam genug. Ich muß dazu etwas weiter ausholen. Die deutsche Literatur hat eine der griechischen ebenbürtige Epik im Heldenbuch der Nibelungen, sie hat eine der griechischen ebenbürtige Lyrik im Minnesang und Volkslied. Aber sie hat kein der griechischen Bühne ganz gleichwertiges Theaterrepertoire aufzuweisen. Wohl gipfelt die einheimische, bodenständige Entwicklung in Raimund, unserem größten und selbständigsten Bühnenklassiker. Aber die übrige dramatische Arbeit hat allzu stark unter fremden Einflüssen gelitten, sie ist den Engländern, Franzosen, Spaniern nachgeahmt. Das haben Goethe, Schiller, Grillparzer selber ganz wohl gefühlt, gewußt und auch ausgesprochen. Das Problem des nationalen deutschen Dramas ist noch nicht gelöst. Ich möchte nur zeigen, daß Seidl in seiner bescheidenen Weise wenigstens die Sache bei einem richtigen Ende angefaßt hat. Ich meine seine beiden kleinen Singspiele „Das letzte Fensterln" und „Drei Jahre nach dem letzten Fensterln". Sie sind nichts anders als eine Redaktion des volkstümlichen dialektischen Materials, das ihm reichlich zu Gebote stand. Die Schnadahüpfeln gehören unwidersprechlich zum Lebendigsten unserer Poesie. Seidl hat nicht nur ihre Bedeutung erkannt, sie gesammelt, redigiert, nachgeahmt, weiter entwickelt, er hat auch die Entdeckung gemacht, daß in ihnen ein dramatischer Keim ist, daß sie alle eigentlich Fragmente von Dialogen, von Szenen sind. Er hat ihre Sprache, ihren Ausdruck, ihren Vers genommen und zu jenen Szenen zusammengedichtet, die zum Echtesten gehören, was wir an volkstümlicher Dramatik haben. Er hat auch einen richtigen Kunstverstand bewiesen, indem er erkannt hat, daß jenes Bauernleben doch nur die ästhetische Grundlage zum Idyll, nicht zur Tragödie geben kann. Das ist sein klassisches und unvergängliches Verdienst.

Damit kommen wir zur Lyrik Seidls. Aus der volkstümlichen Lyrik ist ja seine Dramatik organisch erwachsen. Er hat mit lebendigem Kunstbewußtsein das österreichisch-bayrische Distichon, das Schnadahüpfel als die Grundform bodenständiger Lyrik behandelt. Auch darin ist er zu loben, daß er nicht wie andere berühmtere Dialektdichter sein „Landlerisch" in die Formen der hochdeutschen Lyrik oder gar des griechischen Hexameters gegossen hat. Form und Stoff gehören ja zusammen, sie sind nur verschiedene Seiten derselben Sache. Das ist ein ästhetisches Naturgesetz, und gilt von Äpfeln und Nüssen ebenso gut wie von Gedichten. Jede Sprache, jeder Dialekt schafft sich seine ihm einzig gemäße Form.

Aber Seidl hat auch alle Formen hochdeutscher Kunstpoesie beherrscht.

In der Lyrik gibt sich der ganze Mensch nach seinem ganzen Wesen. Vergleichen wir da unseren Dichter mit seinen

Zeitgenossen, so finden wir bei ihm als das Eigentümliche den positiven Grundzug seiner Anschauung ausgebildet, im Gegensatz etwa zu Lenau, Grillparzer, Grün. Es ist die volle Hingabe an die Dinge, an das Seiende um ihn, was ihn auszeichnet. In diesem Sinn gelobt er sich (I 161):

Mich laut zu freun, mich still zu freun
Und Gottes dankbar Kind zu sein.

Wohl sucht auch ihn die Melancholie heim; nie gibt er sich aber der Verdrossenheit, der Verdrießlichkeit hin. Nein, er will als Rekrut auf dem Posten ausharren (I 93):

Doch Mann bin ich und bleibe Mann,
Und das erhebt mich eben.
Den Tod zur Seit' und in der Hand
Hab ich den Mut — zu leben.

Er läßt sich durch die Mißachtung, in die er später gefallen, nicht beugen (II 202):

Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
Wird einmal wieder eine für sich haben.

Wenn andere Dichter (wie Grillparzer) den Zwiespalt zwischen Poesie und Wirklichkeit als einen Fluch fühlen, wenn wieder andere als Vertreter des Realismus die „Poesie der Wirklichkeit“ fordern, verkündet er als seine Devise „die Wirklichkeit der Poesie“ (II 336). So besingt er (II 285)

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt, —:
Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimat Recht und Sitten ernst vertrat —
Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht' als Botin einer schönern Flur —
Die wahre Muse mit der Herzenssprache —
Die fromme Muse mit dem Kinderglauben.

Auch Seidl hatte wie manche andere vaterländische Dichter Grund zu Mißmut; aber er überwindet ihn, er weiht sich ganz seiner lieben Heimat (II 65):

Denn was ich in der Fremde
Gesehn, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

Von J. G. Seidls Eigen und Gut ist mehr in das Bewußtsein der Welt übergegangen als man glaubt. Seine Schnadahüpfel sind zum Teil Volkslieder geworden, seine Lieder und Balladen füllen die Anthologien von ganz Deutschland, besonders in den fünfziger Jahren. Man staunt, darin so viel Wohlbekanntes zu finden wie:

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert —

Ich trage, wo ich stehe,
Stets eine Uhr bei mir —

Ein Kirchlein steht am Berge,
Vergessen steht es da usw.

Nur einem so veranlagten und vorbereiteten Geiste konnte es denn auch gelingen, was unserem Seidl gelang, ich meine jene unübertreffliche Formel für österreichisches Fühlen, wie sie im neuen Text der Volkshymne niedergelegt ist. Wie schwierig eine solche Aufgabe war, ersieht man an den Versuchen anderer, ersieht man auch an Grillparzers wiederholtem Versuch. Wir wollen nicht den einen Dichter auf Kosten des anderen loben, sondern nur jedem das Seine zuweisen. Unserem Seidl entströmten wie von selbst jene vier Strophen, die den Inbegriff österreichischen Wesens wiedergeben. Geben sie doch auch zugleich den Kern von Seidls Wesen wieder. Aber wie mächtig und frei hat er den alten gemütlichen, familiären Text künstlerisch gesteigert, erhoben, erweitert, jenes einfache:

Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Welche Fülle von hohen Anschauungen, von erhabenen Ideenassoziationen werden hier neu geweckt und in die kernigsten Worte gefaßt! Welche Fülle von Objektivem, von Sachlichem: Gott, der Kaiser, das Land, der Glaube, die Krone der Väter, der historische Thron Habsburgs. Nun wieder alle mannhafte Subjektivität der Singenden: Frömmigkeit, Wahrheit, Offenheit, Rechts- und Pflichtbewußtsein. Kein Winseln um Frieden, nein, die mutvolle Überzeugung, daß die höchsten Güter auch tapfer verteidigt werden müssen, die Erinnerung an Drang und Sieg. Neben dem Wehrstand kommt auch der Nährstand und der Lehrstand nicht zu kurz: Kunst und Wissen. Welch schönes Bild eines wohlgeordneten Staates voll von Segen, von Gottes Sonne bestrahlt! Die Mahnung zur Eintracht ist nie stärker, einfacher, unmittelbarer ausgesprochen worden.

Und endlich die Aussicht in die Zukunft, auf ein Ziel, ein Ideal hin, das dem Staatsleben gesteckt ist, in Erinnerung an jenes Vokalsymbol Friedrichs III.: *A E I O U = Austria erit in orbe ultima.* Ein Hinweis auf das schwierigste der politischen Probleme, das gerade Österreich als völkerverbindender Staat zu lösen hat. In diesen Schwierigkeiten liegt sein Adel. Je höher sie wachsen, um so größere Kräfte müssen ausgelöst werden. Nie war denn auch der Patriotismus größer als in Zeiten der höchsten Schwierigkeiten, in Zeiten, die den Zerfall zu drohen schienen. Aber wir erfahren immer wieder, daß Österreich der zukunftreichste Staat ist; denn er bereitet eben durch seine Schwierigkeiten die Lösung der Probleme zukünftiger europäischer Staatenordnung vor. Und wir sind überzeugt, daß Österreich einst noch in höherem Sinn als eigentlichster Kaiserstaat gelten wird!

Wir können vielleicht keine billigen Gründe dafür angeben, aber wir haben die kategorische Forderung dafür in unserer Aufgabe, so wie sie einst in noch viel schwereren Zeiten Friedrich III., wie es Haydn fühlte, als er sich selber zum Trost unser Kaiserlied sang und zu singen nicht aufhören konnte, wie es Seidl mächtig fühlte, als er in unübertrefflicher Weise dieser Überzeugung neuen Ausdruck gab. Laßt uns sehen, was diesen unbedingten Glauben zu überwältigen vermag, wenn wir es unerschütterlich festhalten und bekräftigen:

Heil dem Kaiser, Heil dem Lande!
Österreich wird ewig stehn.

---

# Zu Johann Gabriel Seidls Dichtungen, Briefen und Biographie.

Der volkstümliche Zweck, für den ich mein Buch über J. G. Seidl[1]) abfaßte, bedingte, daß dessen Ausführungen sich im bescheidensten Umfange bewegen mußten und so manches Charakteristische, was mir während meiner Forschungen über den so außerordentlich fruchtbaren, wie Uffo Horn ihn nennt, 'fixfingerigen' Dichter vor Augen kam, nicht verwendet werden konnte. Seidl hat in der Zeit seiner größten Arbeitsfreudigkeit so viel geschrieben, daß er in seine Sammelbände nur einen Teil seiner Arbeiten aufnehmen konnte. Selbsterkenntnis ist nun sicherlich eine der schwierigsten menschlichen Aufgaben, die wohl niemals gänzlich gelingt, und so hat er bei der Selbstkritik, welche die Auswahl der Dichtungen durch ihn selbst bedeutete, manches wertvolle Stück unterschätzt und manches weniger gehaltvolle zu hoch veranschlagt. Sein eigenes, zur Reflexion und zur Belehrung neigendes Naturell, die nicht auf der Höhe ästhetischen Kunstbegriffes stehende Anschauung seiner Zeit und mannigfache andere Verhältnisse waren hieran Schuld. Wenn irgendwo, so hat hier die Nachwelt das Recht und die Pflicht, eine Korrektur seiner Selbstschätzung vorzunehmen und insbesondere einige seiner Jugenddichtungen, die gänzlich ungedruckt oder in alten Zeitschriften und Almanachen bis nun vergraben blieben, ans Tageslicht zu fördern. Wenn schon 1822 Theodor Hell in die 'Abendzeitung' (Dresden) und Gubitz in seinen 'Gesellschafter' (Berlin) lyrische Gedichte des damaligen Studenten Seidl in regelmäßiger Folge aufnahmen, so ist das allein schon ein klarer Beweis, daß seine

---

[1]) 'J. G. Seidl', Karl Fromme, Wien 1904. — Die Monographie erschien als Gedenkschrift zu Ehren des 100. Geburtstages des Dichters.

Leistungen hoch bewertet wurden. In Deutschland hatte die Literatur damals bereits den Zenith klassischer Höhe hinter sich, und wenn da in so vornehme Zeitschriften die Lyrik eines damals achtzehnjährigen Wiener Poeten gastlichen Eingang fand, so bürgt dieser Umstand dafür, daß sie auch nach dem gereiften ausländischen Urteile als vollwertig galt. Seidl selbst, befangen im engeren Bannkreise des sich erst klärenden Schrifttums Wiens und Österreichs, und gezwungen, dem Geschmack seiner literarischen Kreise zu huldigen, hat eine Reihe prächtiger Gedichte, die durch frisches, jugendliches Kolorit ausgezeichnet sind, weder in seine erste Sollinger-Ausgabe (1826), noch in spätere Sammlungen aufgenommen[1]; auch Gedichte, die in der Folge in österreichischen Almanachen gedruckt und vergessen wurden, teilten dasselbe Schicksal. Einige derselben werden hier als Typen im ersten Abschnitte mitgeteilt.

Mit dramatischen Arbeiten hatte der Dichter keinen nachhaltigen Erfolg; die Verstimmung hierüber mag der Grund gewesen sein, daß Seidl sie in seinen eigenen Ausgaben und Hans Max in den 'Gesammelten Werken' (Wien, Braumüller 1876—1878, 6 Bände) mit Ausnahme der mundartlichen Idyllen ''s letzti Fensterln' und 'Drei Jahrl'n nach'n letzt'n Fensterl'n' ganz beiseite gesetzt hat. Und doch ist in der Fülle seiner Bühnenwerke[2]) manches Goldkorn zu finden und verdiente, einer etwa zustande kommenden Jubiläums-Ausgabe eingefügt zu werden, damit das Bild des unermüdlichen Dichters in allen Zügen ein vollgerundetes werde. Daß hier im zweiten Abschnitte der Ausführungen nur eine kleine Auslese solcher wertvoller, wenig bekannter oder unbekannter Dichtungen und auch Originelles über seine dramatischen Absichten beigebracht wird, soll eben nur ein Fingerzeig zu weiterer erschöpfender Bewertung seines Schaffens sein.

Auch die Anführung von bisher unbekannten biographischen Einzelheiten im dritten Teile des vorliegenden Aufsatzes, die beweisen, welche führende Rolle Seidl lange spielte, und gerade in der Zeit, da das österreichische Schrifttum sich zur Höhe des alldeutschen aufzuschwingen im Begriffe stand, wird beitragen, den Wert des Wirkens und Schaffens unseres Dichters objektiv einzuschätzen. Daß Seidl später, da er für neuere Richtungen, zu deren Vorbereitung er unbewußt in kräftiger Weise mithalf, das Verständnis verlor, schon bei Lebzeiten ein 'Halbvergessener' wurde, soll nicht hindern, seine Verdienste um die Erhebung des

---

[1]) Im Nachlasse des Dichters (Wiener Stadtbibliothek) ist eine gebundene Handschrift unter dem Titel 'Balladen, Romanzen, Lieder usw.', sicher die seiner Ausgabe der 'Dichtungen' (1826), in der sich eine Reihe von schönen, überhaupt nie mehr gedruckten Gedichten findet, so 'Seladon und Amelia', 'Bürgermeister Seidel' (ein Stoff aus der eigenen Familiengeschichte), 'Der Verbrecher' und andere.

[2]) Fuchs, Seidl S. 87 ff.

geistigen Lebens in Österreich, zumal er ja wirklich längere Zeit, mindestens von 1822 bis 1840 einen Brennpunkt dieser Bestrebungen bildete, in das richtige Licht zu stellen. Die Beurteilung Seidls im Lichte seiner Zeitgenossen wird auch unsern Maßstab für den Dichter richtigstellen, was umso wichtiger ist, als er selbst keine nennenswerten autobiographischen Aufzeichnungen hinterlassen hat, die uns über diesen Punkt aufklären könnten.

## I.

J. G. Seidl hat in zartester Jugend zu dichten begonnen; soweit erweislich, ist die Ode 'An die Sonne' sein erstes gedrucktes Poëm[1]). Im Besitze der Tochter Seidls, Frau Wilhelmine Funke, befinden sich Handschriften von noch älteren Gedichten, des ältesten aus dem Jahre 1818; Seidl zählte damals 13½ Jahre und war Schüler der 5. Gymnasialklasse, als er folgendes Neujahrsgedicht an seinen Vater richtete, das hier nicht wegen seines poetischen Wertes, sondern aus Pietät wiedergegeben sei:

Meinem Vater
gewidmet
zum neuen Jahre 1818 von Ihrem Sohne J. G. Seidl, Poët.

Bleicher werden schon die Sterne,
Eilig flieht hinweg die Nacht,
Nebel ziehen in die Ferne,
Wenn die Morgensonne lacht.

Freudig wallen alle Herzen
Auf zu Dir, o güt'ger Gott,
Nun vergeußend alle Schmerzen,
Die oft dar das Schicksal both.

Denn es schwingt auf Zephyrsflügeln
Sich das alte Jahr dahin
Und es kehrt auf jene Hügeln *(sic!)*
Segenvoll ein neues hin.

Fröhlich eilt das Jünglingsalter
Im Gefühle seiner Lust,
Wie der Greis, am Stab mit kalter
Hand gestützt, in seiner Brust

Dank nur stets und Wonne hegend
Für das neu erlebte Jahr,
Wirft sich, dies Geschenk erwägend,
Hin vor Gottes heiligen Altar.

Jeglicher bekränzet diese Stunde,
Jeder stimmet dem sein Lied,
Welchem, alles Guten Grunde,
Diese Wohlthat ihm zu Danke zieht.

---

[1]) Fuchs, Seidl S. 59.

Doch das bloße Preisen kaltet
Gleich der Rose, welche prangt
Und nach langer Zeit sich faltet,
Welket, sich entblättert ganz.

Flüchtig wie im buntem Tanze *(sic!)*
Schweben Menschenfreuden hin,
Denn es duftet in dem Blumenkranze
Nur ein Sträußchen Rosmarin.

Doch der wahre Dank, die Liebe, Freundschaft
Welket und veraltet nie,
Macht uns süßen Trostes habhaft,
Jedes Gut verschafft nur sie.

Und an jenen allgemeinen Freuden,
Die die Sterblichen empfah'n,
Sollt' ich danklos meine Blicke weiden
Und mich nicht zu Ihnen, Vater, nah'n?

Nein, mit edlem Dankgefühle
Und dem Vorsatz trett' ich auf,
Daß ich Ihren Willen nur erfülle
Stets durch Ihren ganzen Lebenslauf.

Der, wie sehnlichst ich zu Gott auffiehe,
Jenes Nestors Alter gleich,
Freudenvoll ohn' alles Wehe
Wie ein Silberquell dem Thal entfleuch!

Wie die Raup' als falber Falter
Keine Spur des frühern Zustands führt,
Fliehend itzt das vor'ge träge Alter,
Unschuldsvoll nun unter Blumen irrt:

Also werd' auch ich die alten Fehler fliehen,
Ihnen stets Ihr Leben lang
Zu versüßen mich bemühen,
Theils durch Wissenschaft und theils durch Dank.

Die linkische Art, in welcher der junge Gymnasiast hier seiner kindlichen Gesinnung Ausdruck verleiht, war bald abgestreift. Der Eifer, mit welchem er antike und französische, englische, italienische und selbst neugriechische Dichtungen schon während seiner Studienzeit, besonders 'in der Philosophie' (1819—1821) übersetzte, übte auf ihn hinsichtlich des Gebrauchs der Muttersprache in kürzester Zeit eine läuternde Wirkung aus[1]); wie geschmeidig fließen beispielsweise die Verse in dem Gedichte 'Die Erinnerung' (nach Thomas Moore; im 'Gesellschafter' 1822, Nr. 237, 30. Nov.), das in keiner seiner Gedichtsammlungen steht!

O, athme seinen Namen nicht;
Laß ruhen sein Gebein,
Gekannt von Keinem, ungeehrt,
Im kalten Schattenschrein.

---

[1]) Fuchs, Seidl S. 7 und 138 ff.

Es rinne still und düster nur
Die Thrän' um ihn herab,
Dem stillen Nachttau gleich, der ihm
Zu Häupten netzt das Grab.

Wie schweigend auch der Nachttau weint,
Er macht des Grabes Grün,
Wo jener schlummert, lange doch
In schön'rem Flore blüh'n.
Und uns're Thräne, wie geheim
Sie niederrollt um ihn,
Erhält doch lang in uns'rer Brust
Sein Angedenken grün.

Von 1822 an treten seine Beiträge im 'Gesellschafter' und in der 'Abendzeitung' regelmäßig auf. Von den im 'Gesellschafter' im J. 1823 veröffentlichten Liedern seien hier als Perlen reinster und tiefer Empfindung 'Die Nachtigall' und 'Der nächtliche Sänger' genannt. Beide Gedichte hat Seidl in die älteste Ausgabe seiner 'Dichtungen' aufgenommen; in die 'Gesamm. Werke' sind sie nicht übergegangen und daher trotz ihres hohen Wertes fast unbekannt geblieben.

Die Nachtigall[1].

So hast Du keinen treuen Mund,
Du Nacht, in Deinem Sold,
Der mir das Fenster täte kund
Vom Liebchen, sanft und hold?
Doch horch: Was tönt, ich weiß nicht wie,
Was tönt, ich weiß nicht was?
Was lispelt nur bald: Komm', bald: Flieh'
In süßem Wechselmaß?

Ja, ja, das ist die Nachtigall,
Durch die Du sprichst, o Nacht;
Sie hat mir kund durch ihren Schall,
Was ich ersehnt, gemacht.
Da find' ich an dem Fensterrand
Mein Liebchen oder nie;
Denn solchen schönen Herold fand
Nur Schönheit, schön wie — Sie.

Einen reichen Aufwand von Klangschönheiten weist das Lied 'Der nächtliche Sänger' auf![2]) Es knüpft mit den Worten: 'Gute Nacht! Unser Tagwerk ist vollbracht . . .' an das von Meister Mozart vertonte Lied Dan. Schubarts an:

---

[1]) Unter dem Titel 'Vermutung' in den 'Frühlingsnächten' (vgl. Fuchs, Seidl S. 62, Anm.) im 'Gesellschafter' 1823 (22. Blatt) abgedruckt. In 'Dichtungen' II, S. 23 bezeichnet Seidl das Gedicht mit dem Titel 'Die Nachtigall'.

[2]) Im 'Gesellschafter' (ebenfalls 22. Blatt, 1823) unter 'Aus den Herbstnächten' abgedruckt (aufgenommen in 'Dichtungen' II, S. 42).

Der nächtliche Sänger.

Alles schweigt:
Keines Klanges Schwinge steigt
Zu den blauen Sternenzinnen;
Alles ruht in düstern Sinnen
Und, was loben, — beten will,
Lobt und betet still.

Lautenklang
Schallet jetzt die Straß' entlang,
Weckt mit Äolsharfentönen
Reiner Herzen banges Sehnen,
Klingt in manches Fensterlein
Sanft und süß hinein!

Alles lauscht,
Wie die Laute näher rauscht;
Liebchen, die schon schlummernd lagen,
Horchen auf des Sängers Klagen,
An das Fenster hingebückt,
Selig und entzückt.

„Gute Nacht!
Unser Tagwerk ist vollbracht“ —
Singt der Sänger still und leise
Nach des hohen Meisters Weise
Und des Liedes reiche Lust
Dringt zur Brust!

Mild und traut
Horchen Bräutigam und Braut.
Nach der Stunden langer Reihe
Naht der Augenblick der Weihe
Und das Lied klingt seelenvoll.
Sie versteh'n es wohl.

Bräutchen lacht.
„Eheliche gute Nacht etc. etc.“
Spielet g'rad der Sänger drunten:
Und um Bräutchens Arm gewunden,
Ruft der Traut, wie süß erwacht:
„Gute — gute — Nacht!!“

Ein Muster balladenartiger Dichtung, das Seidl merkwürdigerweise nicht in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat, ist 'Der Schmetterling' (nach einer Schweizer Sage[1]); dieses Gedicht wurde, sowie 'Der Alpenjäger' (in den Ges. Werken 'Der Älpler' genannt, II, S. 30), für den Altwiener Maler Petter zum Vorwurf eines bekannten Bildes; wo die beiden Gemälde, die nachweislich im J. 1834 bei St. Anna ausgestellt waren, sich derzeit befinden, konnte trotz eifriger Nachforschungen nicht festgestellt werden; der Text lautet:

[1]) Die Handschrift besaß die Tochter des ehemaligen k. k. Hofburgschauspielers Sievers, sie wurde von mir der Wiener Stadtbibliothek übermittelt.

1.

Wenn rosig der erste Frühlingsstrahl
Herüberdämmert ins Alpental,
Da wird ein alter Glaube laut,
Auf den dort jedes Mädchen baut.
„Stellt Euch", so raunen die Mädchen sich zu —
„In des ersten Maitags Morgenruh',
Hinaus auf die Wiese vorm Dorf und späht,
Ob ihr keinen Schmetterling flattern seht;
Den ersten aber, den ihr erblickt,
Den nehmt für ein Zeichen, vom Himmel geschickt!
Dem folg't mit dem Aug' im neckenden Flug
Zur Staude, zur Quelle, zum Felsenbug,
Und ruhet nicht eher, wie bunt er's auch treibt,
Bis Ihr erspäht, wo er haften bleibt;
Denn dort, wo er bleibt, — — da gilt keine Wahl! —
Haust Euer von Gott Euch bestimmter Gemahl!"

2.

Und Mai ist wieder; — und Gritli sinnt:
„Was soll denn ich suchen, — ich armes Kind?
Was soll denn ich fragen den Schmetterlingsflug?
Ich kenne ja meinen Erkor'nen genug!
Mein kühner Kuoni —, was Schmetterlingsflug?
Dich kenn' ich ja längst schon, Dich kenn ich genug!
Doch ach! Was nützte mich Zeichen und Wahl?
Du willst mich nicht hören, Du bringst mir Qual!
Und setzte der Schmetterling sich auf Dein Herz,
Du lachtest darüber und nähmst es für Scherz.
Hinaus auf die Alpen drängt Dich die Brust;
Der Sturm ist dein Bruder, die Jagd deine Lust;
Dort blickst du von Alphöh'n spottend und keck
Über brechende Herzen im Tal hinweg!"

3.

So klagt arm Gritli und tritt aus dem Haus
Bewußtlos ins dämmernde Tal hinaus.
Die Nacht war stürmisch, der Morgen ist mild,
Sein leidenlindernder Balsam quillt
In Purpurströmen herab ins Tal;
Die Gletscher glüh'n im Frühlingsstrahl;
Die Glocken klingen, der Nachhall ruft,
Die Sonne spinnt in heit'rer Luft,
Indes, vom Waldberg her, vergnügt,
Der erste Schmetterling sich wiegt.

4.

Und Gritli sieht ihn, — und wieder erwacht
Der Kinderglaub' in ihr mit Macht;
Und wie man oft nachgibt, wo man nicht will
So folgt sie nach, — beklommen, — still, —
Und läßt sich nieder, verliert ihn fast,
Erblickt ihn wieder und hat nicht Rast,
Bis, wo der Gletscher aufs Tal sich stützt,
Am Fliederbusche der Flatterer sitzt.
Hin eilt sie, erreicht den Busch mit Not,
Auf den ein Berghang niederdroht,

Beugt mit Begier zu seh'n, wer da ruht,
Den Strauch auseinander. — Bei Gott! — Das ist Blut!
Das ist ein Haupt, von Wunden entstellt,
Das ist ein Jäger, vom Sturze entseelt;
Vom Sturz, in stürmischer Nacht getan; —
Sie faßt ihn schreiend, sie starrt ihn an.
Er ist's, ihr Kuoni, — der Spröde liegt
Nun still zu Füßen ihr hingeschmiegt;
Der stets gesandt in die Wolken den Blick,
Er kam denn nun doch ins Tal zurück!

5.

Da rafft sie sich auf in entsetzlicher Qual,
Und jammert empor zum Frühlingsstrahl:
„O Himmel, so war dein Zeichen nur Spott?
So dient Dir ein Falter zum Rächergott?
Wo find' ich den Lieben? — Wo haust er? — Wohin
Lenkt nun mir Dein täuschendes Zeichen den Sinn?"
Und wie sie schaut mit bitt'rem Hohn,
Da spielt der kleine Falter schon
Vor ihrem Blick in Sonnenruh',
Und steigt und fliegt den Wolken zu,
Und steigt und fliegt empor, — empor, —
Als ging's hinein zum Himmelstor;
Und Gritli sieht's, — und es dünkt sie schier,
Als rief der Falter: „Nicht log ich Dir!
Hier, wo mich Dein Aug' sieht staunend zieh'n,
Hier haust Dein Gemahl, hier findest Du ihn!"

Folgende Bemerkung der Zensur steht am Schlusse der Handschrift: „Kann bei dem Concerte des Herrn Lewy declamirt werden".

Von der k. k. Polizey-Hof-Stelle
ad mandat. Excelle'mi
Wien am 11. April 1829
Mährenthal."

Von zahlreichen, wahrscheinlich, soweit kontrolliert werden konnte, überhaupt ungedruckten oder fast unbekannten Gedichten, die nach Schrift und Papier der älteren Zeit Seidlschen Dichtens angehören und verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, seien an dieser Stelle noch folgende angeführt [1]):

Blaues Auge.

Du hast ein schwarzes Auge,
So sprechend und so klar,
Und, wer's nicht schlimmer erfahren,
Der meint, es sprech' auch wahr.

Wie wohl und weh Du mir aber
Mit schwarzen Augen getan,
So mein' ich doch immer, blaue,
Die stünden Dir besser an.

---

[1]) Die Handschriften befinden sich in dem in der Stadtbibliothek erliegenden Nachlasse des Dichters.

Denn blau ist die Farbe der Treue.
Welch eine willkommene Zier!
So hättest Du von der Treue
Doch wenigstens etwas an Dir.

### Harfnerlied.

Ich hab' ein Liebchen, schlank und fein,
Das halt' ich fest in meinen Armen;
Kein Mädchen könnte treuer sein,
Es ist voll Teilnahm' und Erbarmen;
Ich greif' ihm wohlgemut ins Herz
Und es erwidert Lust und Schmerz.

Ist es verstimmt, so brauch' ich schnell
Nur and're Saiten aufzuziehen.
Gleich grüßt es wieder rein und hell
Mich mit erwünschten Melodien;
Ich kann es zausen, wie ich will,
Denn ungezaust nur bleibt es still.

Es stimmt mir ein in jeden Ton,
Den ich ihm spielend angegeben;
Wenn ich ihm schmeichle, kann's, zum Lohn
Mein Wort zum Wohllaut mir erheben;
Sanft oder rauschend, mild und wild,
Ist's meines Innern treues Bild.

Das Liebchen ist die Harfe da.
Kein bess'res gibt es hier auf Erden;
Es bleibt zu jeder Zeit mir nah',
Es denkt gar nicht ans Untreuwerden,
Von mir zurückgesetzt zu sein
Nur das nimmt ihm die Sprach' allein.

D'rum, liebe Harfe, bleib' bei mir
Bis ich hiernieden ausgesungen;
Mein letzter Seufzer sei von Dir
Noch einmal freundlich angeklungen;
Dann reiße schnell auf meinem Grab
Ein Lufthauch Deine Saiten ab!

Eines der gefühlvollsten Gedichte J. G. Seidls ist in der Mannheimer 'Charis' (Nr. 147, 8. Dezember 1823) abgedruckt. Es findet sich in keiner der Seidlschen Gedichtsammlungen:

### Wünsche.

1.

Könnt' ich eine Lerche sein!
Über Täler, über Hügel
Hübe mich der Schwung der Flügel
Mit des Morgens erstem Schein.
Durch die Luft wollt' ich mich schwingen,
Jubelnd meine Liebe singen;
  Alles blickte froh hinan
  Nach der Lerche freier Bahn.

2.

Wär' ich eine Nachtigall!
Meiner Liebe heiße Klagen
Wollt' ich in die Haine tragen,
Säuseln in des Laubes Fall,
Wollte meine Lieder weinen
In den Büschen, in den Hainen;
Sehnend zög' es jeden Sinn
Zu der stillen Sängerin!

3.

Könnt' ich eine Schwalbe sein!
Mit dem Sommer wollt' ich fliehen,
Nach dem schönen Süden ziehen,
Still vergessen meine Pein.
Meine Lust nur wollt' ich künden
Dort den ewig heitern Gründen,
Und aus manchem trauten Dach
Folgte mir ein Seufzer nach!

4.

Ach, wär' ich ein Adler doch!
Müßt' ich auch in Lüften wohnen,
Trüg' ich wohl in jenen Zonen
Meiner Liebe Himmel noch.
Laut den Höhen wollt' ich's nennen,
Gerne droben es bekennen,
Wie der Liebe Zauberklang
Meinen Adlersinn bezwang.

Als Flugblatt gedruckt erschien das prächtige Festgedicht anläßlich der Enthüllung des Erzherzog Karl-Denkmals (22. Mai 1860)[1]; in Musik gesetzt von Herbeck, wurde es damals vom Akademischen Gesangsvereine und dem Wiener Männergesangsvereine gesungen; die erhebenden Worte dieses Liedes, welches das schönste der zahlreichen Seidlschen Gelegenheitsgedichte ist, verdienen, hier einen Platz zu finden:

Sei gegrüßt am Jahr'stag Deiner Ehre
Held von Aspern, Karl von Österreich,
Groß in Taten, groß in Rat und Lehre,
Groß und wahrhaft, streng und mild zugleich!
Der Du kühn für Deutschlands Recht gestritten,
Der Du Österreichs Heere treu geführt,
Ehern steh' nun in der Deinen Mitten
Hier, wie dort, vom Sturmdrang unberührt!

Der den Unbesiegbaren Du besieget[2],
Bleib' fortan uns Vorbild, Trost und Hort!
Wo der Doppelaar zum Kampfe flieget,
Flieg' ihm stets Dein Geist voran, wie dort!

---

[1]) Fuchs, Seidl S. 51.

[2]) Bezieht sich auf eine Stelle in H. v. Kleists Gedicht 'An Erzherzog Karl'.

Wie die Väter einst Dich selbst gesehen,
Soll mit Stolz Dein Bild der Enkel seh'n;
Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, Dein Ruhm wird unversehrt besteh'n[1].

Drohten je uns neu des Krieges Blitze,
Trübt' uns Feindestrotz den Friedenssinn,
Zeig' uns wieder Deiner Fahne Spitze
Auf den Pfad des Sieg's, wie damals, hin!
Was hier schallt, es wird sein Echo haben
Alle Gaue deutschen Land's entlang:
Karl und Aspern ist ins Herz geschrieben,
Karl und Aspern donnert's im Gesang[2].

Ein Gedicht möge besonders als Markstein der Pflege des deutschen Liedes in Wien, zugleich der Freundschaft Seidls für den größten Liederdichter Österreichs, Schubert, der fünfzehn Seidlsche Liedertexte vertont hat, wiedergegeben sein[3]):

Meinem Freunde

Franz Schubert

am Vortage seines Begräbnisses
(den 20. November 1828).

Verklungen war der milde Klang,
Der Flügel ruhte wieder;
Nur in der Seele wehte lang
Noch sehnsuchtsbang
Der Nachhall süßer Lieder.
Vom Traum erwacht, nun jauchzt die Brust,
Des neuen Reichtums froh bewußt.
„Der uns erquickt im Liede,
Mit dem sei Gottes Friede!“

Und weil ich ihnen schien ein Mann,
Der, oft erträglich eben,
Was ihn und andere gewann,
Aussprechen kann,
Und offen wiedergeben,
So schütteten sie Lust und Schmerz
Zusammen gleichsam in mein Herz,
Damit ich ihr Empfinden
Alljedem möchte künden.

---

[1]) Bezieht sich auf eine Stelle in des Königs Ludwig von Bayern Gedicht 'An Erzherzog Karl'.

[2]) Die Worte der zwei letzten Zeilen nach dem 1812 von Theodor Körner verfaßten Gedichte 'Die Schlacht von Aspern'.

[3]) Näheres hierüber in Fuchs, Seidl S. 151, Anm. — Die Handschrift wurde mir von Frau Schlinck (Wien, I., Seilergasse) zur Verfügung gestellt; der Inhalt des ungedruckten Gedichtes erweist das im Laufe der Zeit gänzlich in Vergessenheit geratene Freundschaftsverhältnis zwischen Schubert und Seidl. In welche Zeitschrift (ein gedruckter Ausschnitt befindet sich im Nachlasse in der Wiener Stadtbibliothek) das schöne Gedicht aufgenommen ward, konnte nicht festgestellt werden.

„Dir“, sprachen sie, „gehorcht das Wort,
Du kannst es besser nennen!
Geh, sprich für uns, daß sie hinfort,
So hier als dort,
Nach Würd' und Wert ihn kennen!
Nicht unser Schubert soll er sein.
Ein Lied, wie sein's, ist allgemein!
Soll jetzt ihr was behagen,
Muß man's der Welt erst sagen.

Sonst fand sie wohl ein Veilchen auch
Am duft'gen Heckenzaune!
Jetzt lockt sie nur im bunten Strauch
Ein Bisamhauch
Und ihr Gesetz — ist Laune!
Sie hat wohl Augen noch wie sonst,
Doch, wenn Du sie zu öffnen schonst,
So wird sie vor Erblinden
Das Wahre doch nicht finden.

D'rum singe kühn! Hier ist's am Platz!
Erheb' ihn preisbeflissen!
Entfalte seinen Künstlerschatz!
Sag' stolz: Er hat's,
Was tausend Jünger missen,
Des Jünglings Glut, des Mannes Kraft,
Die Sehnsucht und die Leidenschaft,
Das Lispeln und den Schauer,
Den Jubel und die Trauer!

Den Dichter dichtet er zurück;
Als heil'ge Doppelgänger
Steh'n Wort und Sang, ein Leib, ein Stück
Vor unserm Blick
Und Dichter wird der Sänger!
Da ist kein Gang im Flug' erhascht,
Kein Honig lüstern weggenascht,
Die Noten seines Spieles
Sind Tropfen des Gefühles.

Wenn in dem Dome, gottgeweiht,
Die Orgeln brausend dröhnen,
Dann weiß er im Choral mit Zeit
Und Ewigkeit
Die Herzen auszusöhnen!
Der Flügel ist ihm nicht ein Feld,
Wo nur die Hand sich müde quält.
Er läßt durch seine Saiten
Die eig'ne Seele gleiten.

Kaum nur sechs Lustren reichten hin,
Um, blühend, das zu geben!
Dem Tücht'gen ist der Tag Gewinn:
Was wird der Sinn
Des Reifen erst erstreben?
Und wär's auch nicht, — das deutsche Lied
Bleibt unbestritten sein Gebiet,
Und wer genügt in Einem,
Der weicht der Besten keinem.“

So weckten sie in mir die Glut,
Der Brust bescheid'ne Funken!
Mir in die Wangen stieg das Blut;
Von frohem Mut
Fühlt' ich die Seele trunken.
Heim stürzt' ich, ging voll Ungestüm
Ans Werk; gestehen wollt ich's ihm,
Mein schönstes Lied ihm singen,
Mein bestes Opfer bringen.

Da seh' ich auf dem Pult vor mir
Ein Blatt von Freundeshänden.
Ich nehm' es, — lies —, erblinde schier;
So muß denn hier
Das Best' am früh'sten enden?
Doch nein, — es ist nicht, — kann nicht sein!
Mein Schubert lebt! — Er starb nicht! — nein!
Er lebt! — Dies Blatt ist Lüge, —
Lebt noch für schön're Siege!

Er lebt! — Und doch! — Er ist nicht mehr! —
Ich lies es nun und wieder.
Ein Sturm fuhr über ihn daher,
Er ist nicht mehr! —
Entblättert sank er nieder.
Fort eil' ich, nochmals ihn zu seh'n. —
Er liegt im Sarg — und Freunde steh'n
Mit schauerndem Gemüte
Um die geknickte Blüte!

Und, selbst es sehend, glaub' ich's kaum;
Klopf' an die Brust, die junge;
Der Ruf: „Was ist das Leben? Traum?[1])
Und hohler Schaum!"
Entzittert meiner Zunge.
Und was ich erst, so fromm und heiß
Erdacht dem Lebenden zum Preis,
Leg' ich in heil'ger Ruhe
Dem Toten in die Truhe.

Ein herrlicher Ausdruck echter, mitfühlender Freundschaft liegt auch in dem Gedichte „Dichterleiden", das er seinem unglücklichen Freunde Nik. Lenau widmet; hatte doch dieser sein Jugendgenosse auf ihn selbst so mächtig zurückgewirkt (vgl. Fuchs, Seidl S. 68). Das Gedicht lautet:

Im Irrenhaus', am Fenster
Lehnt oft ein blasser Mann
Und starrt durchs Eisengitter
Zum Himmel still hinan.

Erloschen ist sein Auge,
Das einst voll Seele war,
Ein leeres Blatt die Stirne
Und welkes Laub sein Haar.

---

[1]) Damals beschäftigte sich Seidl viel mit Calderon. Vgl. S. 515. Der Vers bezieht sich offenbar auf Calderon, 'Das Leben ein Traum'. Fuchs, Seidls Stück S. 75, Anm. Seidl hat Calderon, 'Der lebendige Schatten' vollständig übersetzt (die Handschrift im Nachlasse der Wiener Stadtbibliothek).

Das Herz, dem einst entlodert
Manch' Lied, der Welt zur Lust,
Als ausgebrannte Kohle
Liegt's nun in kalter Brust.

Wo bist du, lohe Flamme,
Die hell zum Äther schlug?
Wo bist du, Stolz der Seele,
Verachtend Lug und Trug?

Wo bist du, Macht des Sanges,
Sein heilig Eigentum,
Womit er sich erobert
Das höchste: Lieb und Ruhm?

Wo bist du, frisches Leben,
Das Blüt' um Blüte trieb?
Der Falter ist entflohen,
Die dürre Puppe blieb.

Noch leben seine Lieder
Und freuen sich des Lichts:
Doch er ist tot, umnachtet,
Er weiß von ihnen nichts.

Sie rücken ihm vor's Auge
Die Sträuße, die er band,
Er läßt sie achtlos gleiten
Aus seiner schlaffen Hand.

Die Lettern, die's verkünden,
Was er gefühlt, gedacht,
Er zählt sie mit den Fingern,
Ein töricht Kind, — und lacht.

Sie scheinen ihm zu rufen:
‚O sieh, wir sind's, ja, wir!
Du bist's, der uns geschaffen,
Wir sind ein Stück von dir.'

Er schaut, — es schaut so reglos
Kein Baum im tiefsten Tann
Die abgehau'nen Äste
Zu seinen Füßen an.

„Das tat die Hand des Wahnsinns!"
So klagt es um ihn her;
„Was er so schön gesungen,
Er weiß, er kennt's nicht mehr".

Das tat die Hand des Wahnsinns?!
Das tut auch die der Zeit.
Wer sagt, ob nicht den Dichter
Zu größ'rer Qual sie weiht?!

Wenn abgeblüht die Jugend,
Die Liebesglut versprüht,
Wenn kalte Spätherbstschauer
Durchfrösteln sein Gemüt;

Wenn er im weiten Walde,
Den einst sein Lied durchwebt,
Von all den ältern Bäumen
Schon bald als letzter steht;

Wie seh'n, wenngleich kein Wahnsinn
Die Seel' ihm noch umspann,
Die Lieder seiner Jugend
Den altgeword'nen an?

Was jetzt noch frisch und innig
Zu aller Herzen spricht,
Er weiß, das er's gesungen,
Doch er begreift es nicht.

Welche sinnige, dichterische Erfindung zeichnet die Parallele aus, wie einfach sind die Vergleichungspunkte nebeneinandergestellt!

Ein ungedrucktes Sprüchlein kerniger Lebensweisheit, das sich auf einem vergilbten vor mir liegenden Blatte befindet, bilde den Schluß! Es ist mit 'J. Siegl' gezeichnet, einem Pseudonym, dessen sich der Dichter um das Jahr 1830 mehrfach bediente:

Die Seele rein, den Blick gekehrt nach oben,
So schifft man sicher durch des Lebens Flut.
Mag dann der Sturm auch unsern Kahn umtoben,
Wir steh'n in eines Engels treuer Hut!
Im tiefsten Herzen muß es Wurzel fassen,
Soll nie und nirgends uns das Glück verlassen.

Ein ganzes Päckchen ungedruckter Epigramme befindet sich in dem Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

II.

Manche Angaben über J. G. Seidl in den großen biographischen Nachschlagewerken ('Wurzbach, Allgemeine deutsche Biographie usw.') und in den kleinen monographischen Studien über den Dichter, die bei wenig bekannten Punkten aus jenen schöpften, bedürfen einer Klarstellung. Seidl hat massenhaft Bühnenstücke geschrieben; manche derselben wurden nicht gedruckt, auch nicht aufgeführt und sind gänzlich vergessen[1]). Hinsichtlich einiger Arbeiten, mit welchen der Dichter sich an Musikstücken durch die Abfassung des Textes beteiligt hat, herrscht nicht selten in der Feststellung des Umfanges seiner Tätigkeit völlige Unklarheit. So konnte ich nirgends eine präzise Feststellung des Anteils Seidls an J. Meyerbeers 'Struensee' und an L. v. Beethovens Musik zum Ballett 'Die Geschöpfe des Prometheus' finden. Mit den allgemeinen Worten: 'Er schrieb den Text zu ...' ward die Sache abgetan. Nach mannigfaltiger Suche konnte ich diesbezüglich folgendes ausforschen[2]):

Jakob Meyerbeer schrieb die Musik zum Trauerspiele 'Struensee' seines 22. März 1833 in München verstorbenen Bruders Michael Beer. Das Stück wurde nach Wlassacks Chronik im Burgtheater von 30. September 1849 bis 28. März 1867 im ganzen 31mal aufgeführt. Am 2. April 1881 wurde es am k. k. Hofoperntheater von Mitgliedern des Burgtheaters zur Darstellung gebracht[3]). Seidl hat zu dem Stücke den Text der Ouverture und mehrerer melodramatischen Einlagen, eines Marsches und Chores und einiger Entre-Akte verfaßt[4]), um es durch solche Verbindung des Stoffes bühnenfähig zu machen. Als Probe folge hier Nr. 9 seiner Textstücke, der Entre-Akt 'Die Dorfschenke':

Hei, wie das lustig durcheinanderlärmt!
Die Gläser klingen und die Mäuler schwatzen
Und in den Köpfen gährt der Rebensaft.
Da habt Ihr's in der Dorfschenk' engem Rahmen,
Das Bild des Volks, für das der Struensee
Sein Leben eingesetzt! Ein bunt Gemengsel
Von gut und schlimm, von klug und unverständig,
Selbstsüchtig jeder, jeder Gottes Welt
Nach seiner Krämerelle messend,
In altem Wuste sich behaglich fühlend,
Des Kleinen spottend und am Großen mäkelnd,
Dummweis und feig und schadenfroh und hart.
Ein weißer Rabe, wer von bess'rer Art!
Wie sperren sie die Mäuler gaffend auf,

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 100.

[2]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 95 und 100.

[3]) Letztere Mitteilung verdanke ich Herrn Adjunkten Ferd. Graf vom k. k. Hofoperntheater, der jedoch bemerkt: 'Von einer Bearbeitung durch Joh. Gabr. Seidl ist hier nichts bekannt'. Auch im Archiv der k. k. Hoftheater-Intendanz konnte nichts gefunden werden.

[4]) Frau Funke besitzt die vollständige Abschrift; das Originale erliegt im Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

Wie starren sie das Blatt verwundert an,
Worin zu lesen steht, daß Struensee,
Für den sie mit den Zungen erst gefochten,
Im Kerker sitzt und seine Königin
Im jähen Sturz mit sich hinabgerissen.
Doch seht! Wer ist der Mann, der, Solches lesend,
Zusammenbricht wie ein geknicktes Rohr?
Ein greiser Pfarrer scheint's, der Obdach sucht.
Wir aber kennen Dich, Du alter Mann!
Du bist's, der jüngst noch seinem teuren Sohne
Gebracht der Mutter letzten Scheidegruß,
Der ihn gewarnt in väterlichem Tone
Vor einem Glück, das Unglück zeugen muß.
Du wolltest einst zur Heimkehr ihn bewegen,
Jetzt bring ihm, Greis, zur Heimkehr Deinen Segen! —
Und des bedarf der Arme, denn der Fluch
Des Unglücks lastet schwerer jetzt auf ihm,
Als leicht ihn je des Glückes Hauch erhoben.
Nicht g'nügt es mehr, daß, die als Feind' des Land's
Ihn haßten, seinen Sturz erlebt, — schon mischt
Auch Selbst- und Herrschsucht sich ins blut'ge Spiel,
Der Richter darf die Königin nicht schlagen,
Da Englands Macht zu ihrem Schutz bereit;
Doch kann sie fürder nicht die Krone tragen,
Die eines Hochverräters Lieb' entweiht.
D'rum, daß sie falle, muß er früher fallen
Als Hochverräter, — nur der Vorwand fehlt.
Und List ersinnt auch den. Man log ein Blatt
Mathilden vor, laut dessen sie gestehe:
„Daß Struensee in frevelhaftem Bündnis
Mit ihr sich zu des Königs Sturz verschworen;
Daß er, in sünd'ger Glut für sie entbrannt,
Die Flammen seines Herzens ihr bekannt;
Daß sie, um nicht dem Beil zu weih'n sein Leben,
Den Hochverrat verschwiegen und — vergeben".
Dies Blatt soll sie mit ihrer Unterschrift
Besiegeln; schaudernd stößt sie's weg, — da rät
Man gleisnerisch: „O, rettet Euren Liebling,
Ihr könnt ihn retten, teilet seine Schuld;
Kauft Euch das Vorrecht, kauft die Gnad' ihn los!"
Sie zagt, sie schwankt —; ohnmächtig Widerstreben! —
Jetzt muß sie's nennen, denn sie will's vergeben;
O eitler Selbstbetrug der Leidenschaft! —
Der zweite Sturm zersplittert ihre Kraft.

In Hinsicht des Anteils an 'Orpheus in der Unterwelt' und des originellen Zweckes, den er dabei verfolgte, äußert sich Seidl selbst in einem Briefe, den er 1859 an einen Freund nach München schrieb, nachdem ihn dieser von dem großen Erfolge, mit dem das Stück daselbst gegeben worden war, benachrichtigt hatte. Er schreibt[1]): 'Daß Beethovens Prometheus-Musik in München so angesprochen hat, freut mich um der Sache willen sehr; ein bischen auch um meinetwillen, weil ich an der Wiederaufnahme dieses

[1]) Der Brief ist abgedruckt in der 'Ostdeutschen Post' (Wiener polit. Blatt, 1856, Nr. 56).

klassischen Tonwerkes doch auch einen kleinen Anteil gehabt habe. Die Genesis dieser Musik ist folgende: Im Jahre 1841 teilte mir der seither verstorbene Kapellmeister Ed. Freih. v. Lannoy seine Idee mit, Beethovens Musik zu dem Ballette 'Die Geschöpfe des Prometheus' in der Art zur Aufführung zu bringen, wie dessen Egmont-Musik gegeben wurde, nämlich mit erklärendem und verbindendem Text[1]). Ich lieferte dies und im März 1841 kam die Musik, von ihm arrangiert, im ständischen Saale nebst anderen Beethoven'schen Stücken zur Aufführung. Mad. Rettich sprach meine Worte. Der Effekt war ein geringer, weil das Konzert mit Nummern überfüllt und das Publikum nicht mehr frisch genug war, um nach dem früher Genossenen diese Symphonien als Schluß hinzunehmen. Im Jahre 1853 brachte in den Konzerten des Musikvereins Hellmesberger Musik und Text abermals im Redoutensaale zur Produktion. Die Worte sprach Mad. Weißbach, also wieder eine Dame als Repräsentantin des Prometheus. Prof. O. Jahn war damals in Wien, hörte von der Musik, von meinem Texte, ging begierig auf die Sache ein, ließ sich von meinem poetischen Kommentar (der im J. 1841 in J. Schickh's Wiener 'Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode', Nr. 52 und 53 gedruckt ist) eine Kopiatur geben und fragte, wo er die der Angabe in meinem Text analog angeordnete Partitur finden könne, weil sich ihm vielleicht Gelegenheit ergeben dürfte, die Aufführung dieser herrlichen, wenig gekannten Reliquien in München oder anderwärts zu veranlassen. Ich wies ihn an den Wiener Musikverein, der die Partitur haben müsse; dieselbe, aus der mir Lannoy zur Orientierung für meinen Text die Musik vorspielte, dieselbe, aus der die hiesige Aufführung stattfand. Ob er sie erhalten hat, weiß ich nicht. Auch bekümmerte er sich um das alte Ballettprogramm, fand aber in der Theaterbibliothek so wenig, als ich gefunden hatte. Die Produktion konnte er, glaube ich, in Wien nicht mehr erwarten. Sie ging abermals spurlos im Publikum vorüber, von der Kritik wurde sie sogar als eine Versündigung an Beethoven, als ein Mißgriff gerügt, durch den eine Jugendarbeit des Meisters auf einen ungeeigneten Schauplatz verschleppt wurde. Sie können daher denken, wie sehr es mich freut, daß München meiner Empfindung entsprechender geurteilt hat. Es ist eine der reizendsten Musiken, die ich kenne'.

Seidls Struensee-Dichtung und sein Text zur Musik Beethovens zum Ballett 'Die Geschöpfe des Prometheus' sind also 'poetische Kommentare'. Daß Seidl ein geradezu gesuchter Textdichter zu musikalischen Werken (auch als übersetzender) war, erhellt aus folgendem Briefe G. Hellmesbergers (ohne Datum, wahrscheinlich um

[1]) Die gleiche Idee liegt hier also vor, wie bei Seidls Text zu 'Struensee'.

1845 abgefaßt[1]): 'Verzeihen Sie, daß ich so frei bin, unbekannter Weise diese Zeilen an Sie zu adressieren, um zu bitten, ob Euer Wohlgeb. wohl geneigt wären, die Übersetzung meiner neuen komischen Oper: '*La Rose de Péronne*' aus dem Französischen ins Deutsche zu übernehmen. Im Archiv des Hoftheaters ersah ich, daß E. W. bereits mehrere der Auber'schen mit ungeheurer Gewandtheit und Witz übersetzten. Daher bin auch ich so frei, mit der Bitte zu belästigen, in der Überzeugung, daß nur durch eine solche gelungene Bearbeitung der Oper ein glücklicher Erfolg zu prophezeien sey. ...'—[2])

Zur Höhe eigenen Schaffens in der Bühnendichtung raffte sich Seidl allerdings nur vorübergehend auf (vgl. Fuchs, Seidl S. 92 und 96). Es dürfte von lokalgeschichtlichem Interesse sein, die beiden Theaterzettel seiner Stücke hier wiederzugeben, welche am k. k. Hofburgtheater zur Darstellung gelangt sind[3]):

Montag den 7. März 1831.

K. k. Hofburgtheater:

Von den k. k. Hofschauspielern.

Bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes.

Zum 1. Mahle

Das erste Veilchen.

Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Johann Gabriel Seidl.

Personen:

Leopold, der Glorreiche, Herzog von Österreich und Steier ........................ Herr Anschütz.
Kuno, Förster in der Au ........................ „ Heurteur.
Jetta, seine Tochter ........................ Mad. Fichtner.
Der Gast (Minnesänger aus Steier) ........................ Herr Loewe.

Hofleute, Volk.

Ort der Handlung: Die Au nächst Wien. Zeit 1205.

Nachher zum ersten Mahle:

Die Pflegetochter.

Lustspiel in einem Aufzuge von F. A. von Kurländer.

---

[1]) Im Nachlasse (Stadtbibliothek). Die genannte Oper: '*La Rose de Peronne*' ist, wie Herr Adjunkt Graf mir mitteilte, in der k. k. Hofoper nicht zur Aufführung gelangt. Auch ist unbekannt, ob Seidl der Bitte des Tondichters willfahrt hat.

[2]) Den in meinem Buche genannten Musikdichtungen Seidls (S. 88 ff.) füge ich noch hinzu das Oratorium in zwei Abteilungen 'Die thebanische Legion' (Stoff aus der Geschichte der Märtyrer). Die Handschrift liegt im Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

[3]) Ich verdanke die Einsicht in dieselben den fleißigen Nachforschungen Alb. Weltners, Archivars der k. u. k. General-Intendanz der Hoftheater.

Zum Beschluß

Der verwundete Liebhaber.

Lustspiel in einem Aufzuge, nach Dupaty von F. A. von Kurländer. Zwischen dem ersten und zweyten Stücke werden die Herren Alois Khayll, erster Flötist des k. k. Hofburgtheater-Orchesters, und Ernst Krähmer, Mitglied der k. k. Hofkapelle und erster Oboist am nähmlichen Hoftheater, die Ehre haben, ein Adagio und Rondo für Flöte und Oboë, componirt von J. Moscheles, vorzutragen.

Wiederholung des ersten Veilchens:

8. März 1831: Das erste Veilchen. Nachher: Der junge Ehemann, Lustspiel in 3 Aufzügen aus dem Französischen des Mazères, übersetzt von Johann Grafen Mailáth.

11. März 1831: Das erste Veilchen. Nachher: Der Blitzstrahl, Lustspiel in Versen und einem Aufzuge von Dr. Müllner (Neu in die Scene gesetzt.) Zum Beschluß zum ersten Mahle: Das Mahlers Meisterstück, Lustspiel in 2 Aufzügen von Johanna Frannl von Weißenthurn.

Samstag den 30. März 1844.

K. k. Hofburgtheater:

Von den k. k. Hofschauspielern.

Zum ersten Male:

Lucretia.

Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach W. Ponsard von Johann Gabriel Seidl.

Personen:

| | | |
|---|---|---|
| Sextus Tarquinius, des Königs Tarquinius Superbus Sohn | Herr | Lucas. |
| Iunius, mit dem Spottnamen Brutus (Der Blöde) | „ | Loewe. |
| Tullia, dessen Gattin | Mad. | Rettich. |
| Valerius, später Publicola genannt | Herr | Weber (Korner). |
| Lucretius | „ | Hörtel (Ed. Anschütz). |
| Lucretia, dessen Tochter | Dlle. | Enghaus. |
| Collatinus, deren Gatte | Herr | Rettich. |
| Titus } Brüder des Sextus | „ | Werner. |
| Aruns } Brüder des Sextus | „ | Gysi (Kierchner, Schmidt). |
| Sulpitius | „ | Volkomm. |
| Die Sibylle von Cumae | Mad. | Wintersteiner (Kronser). |
| Die Amme Lucretias | Dlle. | Zeiner. |
| Laodicee | „ | Wildauer. |
| Eine Sklavin Tullia's | „ | Matras (Aigner). |
| Erster } Bürger | Herr | J. La Roche. |
| Zweiter } Bürger | „ | Mittell (Zwerenz). |
| Dritter } Bürger | „ | Hemirg (Ichly). |

Sklaven und Sklavinnen, Bürger.

Ort der Handlung:

Im ersten, vierten und fünften Aufzuge: Collatia; im zweiten und dritten: Rom.

Freier Eintritt und Freibillets, mit Ausnahme der k. k. Hofbillets, sind heute ungültig.

Mad. Kronser-Fournier ist unpäßlich.

Anfang 7 Uhr.

Wie schön sind die Worte, die der Dichter im Stücke 'Das erste Veilchen' Herzog Leopold zum Preise des Maifestes und als Gebet für sein Österreich in den Mund legt!

Hier also, wo der Wiese Saum zuerst
Sich von der Straße staub'gem Bande trennt,
Hier, wo der Lenz die ersten Blumen streut,
Hier wollen wir, wie ich es anzuordnen
Für gut und förmlich fand, das Maifest feiern.
Es soll der Mensch doch einmal sich im Jahre
Mit frohem Danke der Natur erinnern,
Der liebevollen Mutter, die ihm freundlich
Von seiner Wiege bis zu seinem Grabe
Den unerschöpflichen Kelch der Freude reicht;
Die noch den Hügel, wo er schlummert, ihm
Mit Moose — noch das Moos mit Blumen schmückt!
Sie, die Erzieherin, die treue Freundin,
Die Muse seines Geists, die Richterin,
Die ihre Stirn ihm runzelt, wenn er sündigt,
Sie ruf' er einmal wenigstens im Jahre,
An ihrem Wiegenfest, am ersten Mai,
Ruf' er sie an und preise sie,
Frohlock' ihr, jauchz' ihr mit erlaubtem Jubel
Und nehm' ihr erstes Veilchen, wie einst Noah
Den Regenbogen, als ein Unterpfand,
Daß sie ihm bleibe, was sie ihm gewesen!

Nachdem der Herzog das erste Veilchen in seinen Herzogshut genommen, spricht er:

Hab' Dank, Natur, für dieses zarte Veilchen,
Das für dein erstes gilt in meiner Hand!
Und nun, Natur, nimm für Dein Unterpfand
Mein ganzes schönes Österreicherland
Mit seinen Tälern, Wiesen, Au'n und Höhen,
Mit Städten und Gehöften hin als Lehen
Und schalte, wie ein treuer Kronvasall!
Beschirm' es mir und segn' es überall!
Gib seinen Wäldern Laub, Gras seinen Auen,
Laß reichen Segen auf sein Fruchtfeld tauen!
Gib seinen Reben klaren Feuersaft
Und seinen Strömen wohlgezähmte Kraft!
Erweiche der Bewohner Herz und Sinne,
Daß Deine Schwester auch, die Kunst, gewinne!
Mir aber gib Gesundheit, Herz und Mut,
Was gut, zu wollen, und zu tun, was gut!

## III.

Gutes und Wertloses ist in der fast unübersehbaren Massenliteratur von Almanachen und Zeitschriften eines schreibseligen und vorwärtsstrebenden Zeitalters, wie es der Vormärz war, aufgespeichert; selbst Goedekes umfassende Einzelkenntnis bietet hier nur eine Aufzählung der wichtigsten Bruchstücken. In Wien, wo man im richtigen Gefühle eines gewissen Maßes der

Rückständigkeit im Vergleich zu Deutschland sich befand, ergriff man mit Feuereifer die Idee der Romantik, daß man den Schatz heimischen Schrifttums durch Erwerbung und Aneignung der Schönheiten fremder Völker mehren und dadurch das eigene Schrifttum verjüngen müsse, und so werden dann von den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts an die Zeitschriften und Almanache mit Übersetzungen und Umformungen fremder Produkte, obenan englischer und französischer zum großen Teile angefüllt. Aug. W. Schlegel hatte 1808 in Wien seine Vorlesungen 'Über dramatische Kunst und Literatur' gehalten und mächtige Anregung durch den Aufblick auf die Weltliteratur, den er eröffnete, gegeben. Seidl war einer der gelehrigsten Schüler dieser Richtung. Er hat schon in früher Zeit die Schönheiten des antiken und modernen Schrifttums fremder Völker zu erfassen sich bemüht und er ist zeitlebens unter dem Einflusse solcher von außen auf ihn wirkender Kräfte geblieben[1]), als ob er eben das bescheidene Maß seines Ideenkreises durch Fremdes hätte erweitern wollen. Ein im Besitze der Frau Funke befindliches, von ihm abgefaßtes handschriftliches Verzeichnis, das hier wörtlich mitgeteilt sei, nennt eine stattliche Reihe von Übersetzungen fremder Werke. Er zählt *de dato* Cilli 11. Oktober 1834 seine „vorzüglichsten" Übersetzungen aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen und Altfranzösischen auf: „I. Aus dem Französischen: 1. Proben aus *Méditations poétiques* des Alph. de la Martine (im 2. Teile der Dichtungen. Wien, bei J. P. Sollinger, 1826, S. 95—136); 2. *Le Maçon,* par Scribe & G. Delavigne, übersetzt im 3. Teile der Dichtungen. Wien, bei J. P. Sollinger, 1827; 3. *Olivier,* Roman von der Verfasserin der Ourika, unter dem Titel 'Weibertücke' bearbeitet (im Taschenbuch 'Aurora' für 1830). 4. *L'épervier du château de Tornac.* Novelle aus: *Les héros comiques,* par Mlle. de Sénancour. Übersetzt unter dem Titel 'Die feindlichen Nachbarn' im Taschenbuche 'Der Freund des schönen Geschlechts' f. 1833, bei H. Buchholz. 5. *La Nature.* Novelle aus *Les héros comiques,* übersetzt unter dem Titel 'Die Kinder der Natur' im Taschenbuche 'Das Veilchen' f. 1834, S. 5. 6. Proben aus dem Trauerspiele *Le Paria* von C. Delavigne, im Taschenbuche 'Der Freund des schönen Geschlechts' für 1835 (Wien, bei H. Buchholz), S. 101. 7. *Iñnez de Castro.* Trauerspiel in 5 Aufzügen. Metrisch bearbeitet nach Arnault (liegt der Direktion des k. k. Hofburgtheaters seit Jahren vor). 8. Nachbildungen einiger *Vaudevilles,* als '*Le Timide*' ('Der blöde Ritter' im Taschenbuche 'Das Veilchen' für 1830, S. 11); '*Le double arlequin*' (Der doppelte Liebhaber' in K. Meisls Taschenbuch für die Leopoldstädter Bühne) u. a. m. — II. Aus dem Italienischen: 1. Graf *Carmagnola.* Trauerspiel von Alessandro Manzoni (5 Akte). Im Taschenbuche 'Das Veilchen', bei H. Buch-

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 138 ff. und 'Nachträge' daselbst S. 154.

holz, S. 47. 2. Gedichte nach Gasparo Martola (in Zschokkes 'Erheiterungen' für 1822). 3. Gedicht nach Ugo Foscolo (in den 'Erholungen' für 1830). 4. *La biondina in gondoletta*, Barkarole, in der Novelle 'Das Dreifaltigkeitsblümchen', S. 166). — III. Aus dem Spanischen: 1. Gedicht nach Tirso de Molina (im Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, Jahrgang 1827, I. Quartal). 2. Expositions-Szene aus dem Trauerspiele '*El Alcayde de su mismo*' von D. P. Calderon de la Barca (im 'Illyrischen Blatte', Jahrgang 1830, Monat Juli). 3. Teilnahme an der Ausgabe der Schauspiele des Calderon bei J. P. Sollinger in Wien [1]). — IV. Aus dem Englischen und Altfranzösischen: Gedichte nach Th. Moore, Sheridan, Southey, Campbell u. a. in M. J. Saphirs 'Berliner Schnellpost', in der 'Wiener Theaterzeitung', in der 'Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode' (Jahrgang 1827, Nr. 62, 63, 101, 102 ff.). Gedicht nach dem Altfranzösischen des ermordeten Bussy d'Amboise im 'Archiv f. G., St., L. und Kunst', Jahrgang 1827."

Die Ausgabe Calderons nach den damals besten Übersetzungen von W. A. Schlegel, Gries, Malsburg u. a. (Wien, J. P. Sollinger, 1826) leitete J. G. Seidl, der an der Redaktion den meisten Anteil hatte, durch Sonette ein, und zwar stellte er fast jedem der einzelnen Stücke ein solches voran, das den Inhalt charakterisiert, z. B.:

Der standhafte Prinz.

Erst Sieger noch, besiegt nun und gefangen,
Könnt' er zerbrechen seines Kerkers Riegel;
Doch damit bräch' er auch des Glaubens Siegel,
Und also trägt er gern, was ihm verhangen.

Nicht drücken ihn der Knechtschaft eh'rne Spangen,
Nicht trübt ihm Hohn des Glaubens Demantspiegel,
Nicht lähmt ihm Siechtum seiner Seele Flügel,
Im Tod ist ihm sein Leben aufgegangen!

O heil'ger Glaube, Panzer in Bedrängnis,
Schwert in der Schlacht, Kreuz in der Todesstunde,
Umschleuß uns fest mit deinen Epheu-Reben.

Du hältst uns aufrecht unter dem Verhängnis.
Und trifft der Feind uns mit der Todeswunde,
So bringt sie ihm den Tod, — doch uns das Leben!

Das Leben ein Traum.

I.

Kein blindes Schicksal herrscht mit dunklen Mächten
Und setzt auf unser Haupt die eh'rnen Sohlen,
Dem eignen Willen ist der Mensch empfohlen
Und um sein Tun hat er mit sich zu rechten! [2])

---

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl S. 75, Anm. und S. 506, Anm. 1 der vorl. Abh.

[2]) Ist ein bezeichnendes Urteil des Dichters über die Schicksalstragödie.

Nur finst'rer Wahn und Aberglaube flechten
Ein knechtisch Band und fesseln uns verstohlen
Und sammeln in der Brust uns glühe Kohlen
Und reißen hin zum Unvernünft'gen, Schlechten.

Drum wehe, wer in einer schwarzen Stunde
Sich diesen Geistern blindlings überlassen:
Verfallen ist er ihrem Strafgerichte!

Er bebt und zagt, erleidet Wund' auf Wunde,
Schrickt gleich zurück vor Lieben und vor Hassen
Und kommt erst spät durch all die Nacht zum Lichte!

II.

Das Leben aber ist ein Traum zu nennen:
Ein Traum ist's, was wir oft so heiß begehren,
Der Schönheit Reiz, der Erdenhoheit Ehren,
Des Zornes Blitz, der Ruhmbegier Entbrennen.

Wonach sie jagen und wonach sie rennen,
Um was sie sich im bittrem Gram verzehren,
Um was sie weinen, dulden und entbehren,
Es ist ein Traum, von dem sie bald sich trennen.

Nur was sich uns, von außen nicht geboren,
Im Herzen festsetzt und in seinem Raume
Lebt, schafft und ringt mit ewig neuem Triebe,

Das bleibt zurück und geht uns nicht verloren;
So bleibt uns denn aus dieses Lebens Traume, —
Flieht alles beim Erwachen auf, — die Liebe.

Der lebendige Schatten.

Vor welchem Schrecken könnte Liebe beben,
Wenn's gilt, den finstern Argwohn zu bestreiten?
Ob tausend Schwerter auch dem Leben dräuten,
Man kauft Gewißheit freudig mit dem Leben.

Und mag der Stolz sich noch so kühn erheben
Und seiner Hoheit Mantel um sich breiten,
Sie achtet nicht auf alle Fährlichkeiten
Und die Gefahr begeistert nur ihr Streben.

So liegt auch hier die Lieb' im Kampf begriffen
Mit Stolz und Eifersucht, mit Pflicht und Ehre,
Mit tausend Klippen, die man nicht umschiffen

Und nicht vermeiden kann trotz allem Bangen!
Allein, wie alles auch die Bahn ihr wehre,
Sie muß — und wär's durchs Grab — ans Ziel gelangen.

Die Mannigfaltigkeit der Versformen, die er fremder Dichtung entnahm und nachahmte, veranlaßte denn auch die Ludlamiten, ihn den 'Zweipfiff, den Sizilianer' zu nennen; er dichtete eben zur Zeit seiner Aufnahme in diese Gesellschaft Sizilianen, von denen in den 'Ges. Werken' sich mehrere Proben befinden (I, S. 284 bis

287; Seidl selbst hat 29 solcher Gedichte in die 'Liedertafel, 1840 auf S. 262—273 aufgenommen).

Für die Bedeutung, die Seidl in der Wiener Almanachliteratur der Jahre 1830—1850 hatte, zeugt die Menge von Namen der bedeutenden Schriftsteller, die in der 'Aurora' zu jener Zeit zu finden sind; er hat jüngeren strebsamen Geistern vielfach den Weg geebnet. In literarischen Dingen stand er so manchen mit Rat und Tat zur Seite, wie der im Stadtarchiv befindliche Briefwechsel mit Gelehrten und Schriftstellern seiner Zeit, so Castelli, Bauernfeld, Bonitz, Stelzhammer, Otto Prechtler, Told, Kaltenbrunner, Witthauer, Feuchtersleben, L. A. Frankl, Freih. v. Hammer-Purgstall, Saphir, Stifter[1]), Märzroth, Anast. Grün u. a. erkennen läßt; einige derselben sind Denkmale wahrer und inniger Freundschaft; auch für Verhältnisse materieller Art, selbst für die Zensur in seiner Eigenschaft als Zensor galt er als eine Art nie versagender, stets hilfsbereiter Mentor. Hier seien einige charakteristische Schreiben den bereits in meiner Monographie enthaltenen angefügt, wörtlich nach den Originalen:

Thurn am Hart, d. 2ten Aug. 1831.

Lieber theurer Freund!

.. Zugleich könnten Sie mir einen Tag bestimmen, wann ich Sie von Cilli könnte abholen lassen. Ich werde Ihnen ein leichtes Wägelchen mit flinken Pferden entgegenschicken, welche Sie dann schnell in die Arme meiner Sehnsucht bringen müßten ...

Herzlichen Gruß und Kuß

von Ihrem

aufrichtigen Freunde

Auersperg.

„Wenn ich Ihnen vor allem Anderen aufrichtig gestehe, daß eine Art Verdruß sich meiner bemeisterte, als ich vergebens in Ihrer Aurora meine Erzählung suchte und selbe zu meinem unangenehmen Erstaunen in der Iduna fand, — so sollen Sie, Hochverehrter, daraus erfahren, welchen Werth ich darein legte und legen werde, unter der berühmten Fahne J. G. Seidls als Mitkämpfer zu erscheinen. Ich hoffe, mich noch dieser Auszeichnung würdig zu machen, und werde es an einem eifrigen Erstreben dieses schönen Zieles gewiß nicht ermangeln lassen.“...

(Brief Jakob Märzroths vom 19. Sept. 1842[2]).

„Durch ewig sich drängende Bureaugeschäfte an einem persönlichen Besuche verhindert, muß ich Ihnen für den schönen, für mich und ganz Oberösterreich höchst ehrenvollen Aufsatz in der Wiener

---

[1]) Vgl. Fuchs, Seidl Vorrede, S. XII.

[2]) Jakob Märzroth war Herausgeber des 'Jahrbuchs für Humor und Satyre'. Er sieht also die von Seidl am dauerndsten redigierte 'Aurora' für einen höher stehenden Almanach an als die 'Iduna', deren Redaktion Seidl nur vorübergehend leitete.

Zeitung meinen verbindlichsten, wärmsten Dank schriftlich sagen. Die Freude, welche Sie allen meinen braven Landsleuten damit gemacht haben, möge Sie für diese Zeilen voll aufmunternder Liebe lohnen. — Ein armer Poet kann mit nichts anderem als mit Versen danken. Wenn Sie das beiliegende neue Gedicht für den nächsten Jahrgang der Aurora geeignet finden, so wird es mich sehr freuen..".

(Brief Kaltenbrunners am 3. Jänner 1844.)

„Lieber Bruder! Du hast mir durch Deine freundliche und freundschaftliche Anzeige meiner Werke in der Wiener Zeitung eine große Freude gemacht und gewiß auch zum Absatze derselben bedeutend beigetragen. Ich danke Dir verbindlichst dafür, um so mehr, als Du neben dem Verfasser auch den Menschen beachtetest und beide in Einklang zu bringen suchtest. Gib mir Gelegenheit, Dir irgend einen Gegendienst zu erweisen, und Du wirst mich jeder Zeit bereit finden. Wie geht es Dir mit Deiner Gesundheit? Will die entsetzliche Madame Gicht Dich noch nicht verlassen?[1]) Ich bitte Dich, nehme Deine Zuflucht zur Homöopathie; wenn Du nicht anders dabei gewinnst, so ist's doch das, daß Du nicht Bett- und Arzeneykrank wirst. Oder noch besser, komm' auf einige Tage zu mir herauf[2]), die herrliche Natur, welche jetzt in ihrer Blüthe prangt, und die reine Gebirgsluft werden Dich schnell heilen...".

(Brief Castellis vom 20. Mai 1844.)

„Da ich Ihre Schnelligkeit und zugleich Ihr Wohlwollen gegen mich kenne, so habe ich das Revisionsamt ersucht, die beifolgenden 5 Hefte Ihnen zuzuweisen, die ich mit der Bitte begleite, sie, so bald es Ihnen nur möglich, zu erledigen...".

(Brief Witthauers vom 2. Juni 1844.)

„Mit großem Vergnügen habe ich Ihre vortreffliche Bearbeitung des Lustspiels: Der Friseur von Paris[3]) gelesen, aber mit noch größerem Bedauern aus der Hand gelegt, da ich es nicht wage, die Aufführung zu veranlassen. Der Leser kann, wenn er will, voraussetzen, daß das Äußerste nicht geschehen ist, die Masse der Zuschauer gibt sich aber nur zu leicht frivolen Vermuthungen hin und die Tadelsucht der Kritik setzt alles voraus, was die Direction eines Fehlgriffs beschuldigt. Glauben Sie, ich habe Unrecht, so belehren Sie mich und, wenn Sie mich überzeugen, werde ich mich sehr darüber freuen; denn ich bin so arm an Lustspielen, daß ich jede Ablehnung eines solchen als einen großen Verlust und als eine neue Verlegenheit betrachte. Mit Freundesgruß und Hochachtung

Am 15. Dez. 1848.

der Ihre

Holbein."

---

[1]) Seidls hartnäckiges Leiden seit seiner Rückkehr aus Cilli. Vgl. das Gedicht 'Nach der Krankheit' ('Natur und Herz', S. 386), datiert vom 21. April 1844.

[2]) Castelli schreibt von seiner Sommerfrische in Lilienfeld aus.

[3]) Vgl. Fuchs, Seidl, S. 99. — Das Lustspiel (nach französischem Original) hat einen ans Laszive streifenden Inhalt. Die Handschrift liegt im Nachlasse (Wiener Stadtbibliothek).

„Schon lange war es mein Wunsch, in Ihrem geschätzten Taschenbuche 'Aurora' auftreten zu dürfen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir diesen Wunsch zu erfüllen, wenn Sie in dem Jahrgang 1848 dieses Taschenbuches noch ein Plätzchen für das anliegende kleine Gedicht frei behalten sollten. Es würde mich dies außerordentlich freuen und Ihnen zu Dank verpflichten. Als schwaches Zeichen meiner Verehrung lege ich Ihnen ein Exemplar meiner Schrift über das hiesige Kunstkabinet bei. Darf ich wohl um eine kleine Erwähnung in der Wiener Theaterzeitung bitten?"

(Brief Ad. Bubes aus Gotha vom 12. Nov. 1846.[1])

„Euer Wohlgeboren freundliche Zeilen verpflichten mich ebenso sehr, als sie mich in Verlegenheit setzen. Mein Bruder, dem ich Ihren Beschluß mittheilte, hat nichts dagegen zu erinnern. Er wünscht nur diese schuldlosen Produkte früherer Jahre nicht im Schreibpulte vermodern zu lassen, indem er hofft, daß sie doch vielleicht manchem Leser Vergnügen machen dürften. Die vorerwähnte Verlegenheit aber betrifft mich. Sie mögen überzeugt sein, daß mein Beschäftigt-thun kein bloßes Thun — oder eigentlicher ein wirkliches Thun, nämlich keine Ausflucht ist. Ich finde weder Zeit noch Stimmung zur Produktion. Hiemit ist meine Situation, einer so achtenswerten Einladung gegenüber, als die Ihre erklärt. Um meine Bereitwilligkeit zu zeigen, lege ich hier ein paar Kleinigkeiten aus älterer Zeit vor..."

(Brief E. Feuchterslebens vom 30. März 1847.)

„Hochgeehrter, lieber Freund! Tausend Dank für die schönen Zeilen. Meine Gattin ist hocherfreut und läßt Ihnen danken; könnte sie nur auch etwas entgegen thun. Mir ist Ihr Briefchen, das Sie dem Albumblatte mitgaben, ein werthes Angedenken und ich lege es zu meinen Kleinodien, die nicht in Gold und Steinen, sondern in geschriebenen Zeilen bestehen. Ich habe Sie im Umgange ganz so gefunden, wie ich Sie dachte, und in diesen Zeilen einen klaren, reinen Menschen gefunden zu haben, ist schon ein Fund, geschweige, daß es wohlthätig ist, in dem liebgewordenen Dichter auch den lieben Menschen zu sehen. Nehmen Sie diese Worte aus meinem offenen Herzen freundlich auf.

Ich arbeite für Materiale zu unserem Zeitungsunternehmen sehr thätig, hoffe, bald einen Pack zu fördern, die Mitarbeiter, die ich vorgeschlagen, zu spannen und zusammen zu halten und so in dieser Richtung zu verbessern, was ich in einer andern durch meine Abreise an meinen Collegen gesündigt. Lasset euren Zorn versöhnt sein und halset mir recht große und viele Lasten auf. Litterarisch kann ich viel vertragen, das Technische ist mein Ungeschick, es kömmt mir unter die Füße und ich falle darüber."

(Brief Adalb. Stifters aus Linz vom 21. Dez. 1849.)

Seidl streckte, um Mitarbeiter für seinen Almanach zu gewinnen, die Fühler selbst bis nach Lemberg, allerdings mit Mißerfolg, aus. Ein mit 'Adolf' gezeichneter, undatierter Brief (im „Nachlasse" der Wiener Stadtbibliothek befindlich) spricht davon, daß der Schreiber nur auf der Durchreise in Lemberg ist, enthält aber

[1]) Der Brief zeigt, wie große Stücke man in Deutschland auf Seidl und die von ihm beeinflußten Zeitschriften hielt.

folgende bezeichnende, kulturhistorisch interessante Stellen: „So habe ich Dich mir gedacht, mein Gabriel! und so schlage ich denn ein in die Hand, die Du mir reichst zu allem Schönen und Guten und kenne keinen schöneren Wunsch, als daß mich das Schicksal beim Worte nimmt. Dein Brief hat unbeschreiblich wohlthuend auf mich gewirkt, mit Dir gewann ich zugleich hundert andere Menschen, nämlich den Glauben an sie... Und so hab' ich denn endlich eine Seele gefunden, die mich versteht, mir liebendes Gehör gibt, gegen die ich mich aussprechen kann!... Du willst, ich solle Dir Erzähler in Lemberg anwerben. Wenn es je für Dienstfertigkeit ein Mißverhältnis zwischen Wollen und Können gab, so ist es hierin. Um das Gesagte zu rechtfertigen, mußt Du Dir schon einige Weitläufigkeit gefallen lassen. Lemberg ist eine kuriose Stadt; sie hat alle Fehler einer großen und kleinen Stadt, die Vorzüge aber nur einer kleinen. Daher der Luxus, die Frivolität und das gehaltlose Umhertreiben einerseits, daher die Steifheit, Selbstsucht und Ohrenbläserei anderseits, daher auch der Mangel an Gemeingeist und echtem Kunstsinn. Unsere Literatur gleicht dem träge fortschleichenden Peltew, der sich mitten durch die Stadt neben wenigen grünen Kräutern, Schlamm und Unrath fortwälzt. Dem allgemeinen Umsichgreifen ästhetischer Kultur steht am meisten die schroffe Scheidewand entgegen, welche die Polen von den Deutschen trennt..."

In den besten Mannesjahren war Seidl ein ausgezeichneter Gesellschaftsmensch. In Cilli war er der Löwe des Tages (vgl. Fuchs, Seidl S. XV ff. der Vorrede, S. 30 ff. und a. a. O.). Sein Kollege im Lehramte daselbst, Prof. Dorfmann, der auch, nachdem Seidl Cilli verlassen hatte, in eifriger Korrespondenz mit ihm blieb (Briefe im Nachlasse, Stadtarchiv) gab in einem schwungvollen lateinischen Gedichte, das beim Abschiede Seidls gedruckt wurde, der Verehrung aller Ausdruck. Da in Cilli selbst, soweit meine Nachforschungen feststellen konnten, kein einziges Exemplar dieses sentimentalen Freundschaftspoems sich erhalten hat, so folge hier der ganze Text[1]):

*IoannI GabrIeLI SeIDL,*
*InsIgnI professorI VatIqVe InLVstrI,*
*CeLeIa VIennaM*
*abeVntI* (Chronogramm).

*Musa vale! vatem nostrum nova regna reposcunt,*
*Atque orbos linquit meque domumque tuam.*
*Proh dolor! ipsa fugis, vatem comitans fugientem,*
*Ad desolatam non reditura sedem.*
*Hic quis te teneat, quum, qui faciat sacra, desit?*
*Aut quis te, vates quam tenet, huc revocet?*

---

[1]) Im Wiener Stadtarchiv (Nachlaß) und im Besitze der Frau Funke vorgefunden.

*Nos inter vates (sumus hoc si nomine digni)*
*Illo privati credimur esse nihil.*
*Turba adflicta, dolens remanebimus; orba chorago,*
*Nitemur balba reddere voce sonos.*
*Unum est, quod durum valeat lenire dolorem:*
*Qui procul est spacio, non fore mente procul,*
*Quum rapiant illum nobis non taedia nostri,*
*Sed, quam est promeritus, gratia Caesarea.*
*Credidimus nostrum, totus quem vindicat orbis;*
*Ultro at qui longo tempore noster erat,*
*Caesaris arbitrio poscenti redditur orbi*
*Conspicuusque alta sistitur arce modo.*
*Musa vale, propera Seideli tempora lauro*
*Cingere! jam dudum dignus honore fuit.*
*Vade igitur Seidele! licet; Tua gloria semper,*
*Quam mihi Tu gratus, tam mihi cara fuit,*
*Atque novo si videro Te splendore coruscum,*
*Laetabor lacrymans, immemor ipse mei.*

*Celejae prid. Non. Aug. MDCCCXL.*

H. Dorfmann,
Gymn.-Prof.

Von den massenhaften Gedichten der Verehrer Seidls seien hier zwei wiedergegeben:

An J. G. Seidl.

(Nach der ersten Aufführung seines dramatischen Gedichtes: 'Das erste Veilchen' auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg.)

Als Mittler steht der Sänger da,
Die Zunge längst verklungner Tage;
Und was in Fernen er ersah,
Im unbestimmten Lauf der Sage,
Bringt liebend er dem Leben nah.

Vom Herzen weiß er viel zu sagen,
Nach jenseits kann den Flug er wagen,
Die Schwingen in die Nacht sich tauchen,
Um Menschen schreckend anzuwehen,
Die bange vor dem Richter stehen.
Auch kann er sie zum Jubel brauchen,
Die Freude jauchzend hinzuhauchen;
Wie alles Tote aufersteht,
Ein Liebesherz in Lust zergeht,
Wie auch der Mensch zum Cherub wird,
Die Lust die Höllenflamme schürt:

Der Sänger weiß es anzukünden;
Er kann es singend nachempfinden;
Ein Byron sang der Hölle Lieder
Und Klopstock schwang sein Lichtgefieder.

Dir ist ein heitres Loos beschieden!
Denn Liebe nur und Seelenfrieden,
Ein klarer Sinn und Bürgertreue
Entflammen Dich zur Dichterweihe.
Was Menschenherz zu Gott bewegt,

Der Wille, reif zur Tat gehegt,
Was groß gedacht und groß gehandelt,
Wird lieblich Dir zum Lied verwandelt.
Doch heute einst Du alle Strahlen,
Die klar in Deinem Lied sich malen,
Wie es in weiter Welt bekannt:
Des Bürgers Glück im Vaterland.

Max Letteris.

Abgedruckt im 'Sammler' 1831, Nr. 32, S. 128.

Unter den Dichtern, die zur Klientel Seidls gehörten, begegnen wir auch dem feuchtfröhlichen Sauter. Er bewillkommnet den Wien von Cilli aus besuchenden Dichter als Dolmetsch des Freundeskreises:

An Johann Gabriel Seidl.

(Als Bewillkommnung in einem heiteren Zirkel.)

So bist Du hier, so hast Du nicht betrogen
Der allgemeinen Sehnsucht froh Gefühl!
Von fernen Gauen kommst Du hergezogen,
Das Herz der Lieben ist Dein schönstes Ziel!
Das Land, wo erste Nahrung eingesogen
Des Dichters rosiger Flamingokiel!
O sei uns allen tausendfach willkommen!
Und liebst Du uns, sei's Dir und uns zum Frommen.

Frischatmend hast Du Deine Bahn begonnen,
Als noch der Heimat Himmel Dich beglückt,
Goldfäden hast Du nächtlich ausgesponnen,
Die jedes Aug' durch ihren Schmelz entzückt,
Und 'Flinserln' flimmerten im Glanz der Sonnen,
Von kunstgewandter Hand auf Sammt gestickt,
Drauf stand, gar köstlich Zug für Zug geschrieben,
Des Volkes Wort, sein tiefstes Sein und Lieben.

Das Schicksal trieb von Vindobonas Zinnen
Dich in ein Land, wo fremde Sitte gilt,
Da fühltest Du die herbe Wahrheit immer:
Daß in der Heimat nur die Freude quillt,
Und schwer getröstet war Dein einzig Sinnen,
Wiewohl die tiefe Sehnsucht sei gestillt;
Denn stand auf fremdem Boden auch Dein Speicher,
Du bliebst doch stets ein treuer Österreicher.

Doch sollten nicht der Schwermut gift'ge Schlangen
Umstricken dieses edle Dichterherz,
Die Muse kam, Dich liebend zu umfangen,
Und milderte den allzu grellen Schmerz.
Da färbten neue Gluten Deine Wangen,
Da hobst Du Deine Blicke himmelwärts,
Und sahst, wie jedes Morgenrotes Schwingen
Dem Dichterhaupte frische Ströme bringen.

Und sieh, aus Deinem blumenreichen Garten
Entsproßte der 'Bifolie' Doppelblatt,
Es dufteten wohl Blumen aller Arten,
Es schwelgte jeder Sinn und ward nicht satt,

Der Lilie Stiel, der Rose Kelch, der zarten,
Umschwärmt' ein Schmetterling, zum Taumel matt,
Und jedem steht des Gartens Türe offen,
Jed' strebend Herz mag süße Labung hoffen.

Genug, Du bist der liederreiche Dichter,
Denn Dir entflattert weithin Lied auf Lied,
Drum sei auch heut' kein strenger Splitterrichter,
Schau nicht den Holpervers, schau aufs Gemüt;
Denn niemand ist, Du weißt es ja, erpichter,
Als wenn's Poetenhirn wie Reim umzieht,
Und laß mir meine Ahnung unverloren:
Auch ich bin in Arkadien geboren.

Wie Seidl selbst sein Leben lang an allen wichtigen und erhebenden Ereignissen, insbesondere in seinem lieben Wien, Anteil nahm, bezeugen seine vielen Gelegenheitsgedichte, deren Reihe (vgl. Fuchs, Seidl S. 27, 39 und 50) hier noch beigefügt sei das Flugblatt (gedruckt bei C. Überreiter und im Nachlasse befindlich): 'Prolog bei der musikalisch-deklamatorischen Akademie am 24. März 1856 um die Mittagszeit im Saale des Musikvereins zur Förderung des Ausbaues der Türme der Kirche der hochw. Piaristen zu Maria Treu in der Josefstadt'.

Auch im Alter war der Dichter, wenngleich er der Jugend seiner Zeit fernestand, ein teilnehmender und warmer Genosse der Freuden und Leiden seiner alten Freunde. Er schreibt z. B. an Bauernfeld zu dessen 70. Geburtstage am 12. Jänner 1872 (Konzept im Nachlasse, Wiener Stadtbibliothek):

„Lieber alter Freund!

Wo alles spricht, kann Gabriel nicht schweigen; aber nicht bloß nicht schweigen, sondern laut aussprechen möchte ich, was ich für Sie, ältester meiner Strebegenossen, fühle, ja in herzlichen Versen es aussprechen, allein

Jugend spricht in warmen Versen,
Denn die Muse steht ihr bei,
Aber an des Alters Fersen
Hängt die Prosa sich wie Blei.

Und so will ich auch nicht gegen den Stachel lecken, sondern in einfacher Prosa Ihnen sagen, wie sehr es mich freut, den Tag erlebt zu haben, an dem Ihnen von der ganzen Mitwelt gebührende Rechnung getragen wird. Lieber wär's mir jedenfalls, wenn ich Sie zu ihrem 40jährigen, statt zu Ihrem 70jährigen Jubiläum beglückwünschen könnte, allein, wer so viel Geistesfrische, so viel Schaffenslust und Schaffenskraft besitzt, wie Sie, würde bei dem Gedanken, daß ich Ihnen nur um ein paar Jahre nachhinke, fast meinen Neid erregen können, wenn das Wort 'Neid' überhaupt in meinem Wörterbuche stände usw."

Daß Seidl tatsächlich in der vormärzlichen Zeit eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen österreichischer und deutscher Literatur war (vgl. Fuchs, Seidl S. 152), beweist nichts so sehr,

als das, was über ihn in vornehmen deutschen Blättern anläßlich des falschen Gerüchts von seinem Tode (1840)[1]) geschrieben ward, so von R. Heller, der in seinem Nachrufe in der 'Altenburger Zeitung' einen Besuch bei dem Dichter in Cilli schildert: „...dann kamen wir auf die Literatur zu sprechen. Seidl kannte die norddeutschen Journale und Schriftsteller recht wohl. Er freute sich, auch von ihnen geachtet und gekannt zu sein. Allein, er wollte auf das norddeutsche Publikum wirken, wünschte, daß seine Gedichte und Novellen bei uns, wie in Österreich, dem Volke, der größeren Lesewelt zugänglich werden möchten. Ich riet ihm vor allem, sich an die Redaktionen belletristischer Journale zu wenden, die man in Österreich 'ausländische' nennt. Gäbe er dorthin Gedichte, Erzählungen, so zweifelte ich nicht, daß die Arbeiten die Aufmerksamkeit des norddeutschen Publikums auch auf diejenigen seiner Werke lenken würden, die die Grenze des Kaiserstaates bis dahin noch selten überschritten hatten. Seidl glaubte, sich die Zensurerlaubnis für diesen Zweck verschaffen zu können, und wie eifrig er meinen Rath benützt hat, beweisen die verschiedenen Gedichte, die er einige Monate später in den 'Rosen', der 'Eleganten Welt' usw. abdrucken ließ.. (ich) beutete die kurze Frist aus, die mir gegeben war, einem der anspruchslosesten und zugleich begabtesten Schriftsteller unserer Zeit persönlich näher zu treten. Der Postillon stieß in sein Horn.. Seidl umarmte mich und ich küßte ihm die Wangen.. „„War das nicht der Professor Seidl?““ So fragten ein paar Herren aus Wien, welche die Tour nach Triest mit mir zurücklegten. „„Ein Dichter, der von uns allen geliebt und hoch verehrt wird...““ — Ein Brief Wilh. Krizers *de dato* Frankfurt a. M., 8. März 1848 schildert Seidl die Wirkung der Todesnachricht in Frankfurt a. M. und die Freude, als die Sache sich als Irrung erwies. Er teilt Seidl auch den Text seines eigenen poetischen Nekrologs, des Gedichtes in der 'Abendzeitung' Nr. 42 vom 18. Februar 1840 mit:

Nachruf an J. Gabriel Seidl.

Mir war, als kläng' es von ferne
Durch's Zimmer schaurig und trüb:
Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb[2]).

So las ich in Deinem Gedichte
Am Abend, ich war allein,
Und dachte an Dich, den Entfernten,
Der Mond nur gab kärglichen Schein.

Da ward mir die bittere Kunde:
Der Sänger ist leider nicht mehr!
Und weinend schwebten die Geister
Von Deinen Liedern umher.

---

[1]) Die Nachricht war zuerst in der 'Augsburger Allgem. Zeitung'.
[2]) Bezieht sich auf Seidls bekanntes Gedicht 'Die Bestellung'.

Ich sah die holden Gestalten,
Ich fühlte ihr grüßendes Weh'n;
Und zu mir klang es: Wir wollen
Die Feier des Toten begeh'n . . . .

Sonst warst Du auf Erden mir ferne,
Nun scheinst Du mir näher verwandt,
Und doch warst Du gewandert,
Weit, weit in fernes Land . . .

Da war mir, als kläng' es wieder
Ins Herz mir schaurig und trüb':
Wir bleiben doch ewig verbunden
Und haben einander so lieb[1]).

Haben wir nun Seidl im Lichte der Kritik seiner Zeitgenossen betrachtet, so möge hier auch noch das prächtige Gedicht einen Ehrenplatz finden, mit dem L. v. Hörmann, ein Dichter unserer Tage, der berufene Nachfolger des Sängers der Mundart, jüngst in Lechners 'Mitteilungen' (Mainummer) anläßlich des Gedenkfestes des 100. Geburtstages den Dichter sinnig feiert; es bringt die Verehrung, welche der Gefeierte auch, nachdem eine Zeit lang sich der Schleier der Vergessenheit über manche seiner Schöpfungen gelagert hatte, noch in einer großen Gemeinde genießt und wohl allezeit genießen wird, in tief empfundener, gemütvoller Weise zum Ausdruck:

### Zu Johann Gabriel Seidls hundertstem Geburtstag.

(Oberösterreichische Mundart.)

San netta hundert Jahr schon her,
Daß in der Weanerstadt
Dei' guate, brave Muatter Di'
Zur Ehr' auf d' Welt bracht hat.

Mit'n Geldern warst D' belei' nöt g'segn't,
's hat g'hoaß'n sorg'n und spar'n
Und 's Glück host D' long umsunst'n g'sucht
Bis hoch in Mannesjahr'n.

A Dichter, mein, wer fragt da viel!
Erst bis s' Di' totg'sagt ham
Schon vor der Zeit — da hat si' g'hob'n
Auf oanmal a Dein Nam'.

Do', was Dir a Dein Schicksal 'bracht,
Du warst Dir selber treu!
Und deine G'sang'ln san dei' Herz,
Wia's weltfroh g'schlag'n im Mai.

---

[1]) Die beiden letzten Verse knüpfen wieder an den Wortlaut des Gedichtes 'Die Bestellung' an. Hellers Nekrolog (gedruckter Ausschnitt aus der 'Altenburger Zeitung') und Kilzers Brief erliegen im Nachlasse des Dichters (Wiener Stadtbibliothek). Daselbst sind auch eine Reihe von Adressen, Gedichten und Briefen an Seidl von allen Seiten anläßlich seines 70. Geburtstages aufbewahrt.

Im blumig'n Feld, auf grüner Au
Hast D' Deine Liad'ln dicht;
Dein Denken und Dein Trachten war
Auf 's Best' vom Volk nur g'richt.

Beim 'Fensterln' hast Dein Ath'n g'halt'n,
Für Di' war 's d' schönste Beicht;
Der Ärmste war Dir niamals z'g'ring,
Gern hast D' die Hand eahm g'reicht.

D'rum is Dei' G'sang a echte Münz',
Die geht und klingt und rollt:
Als 'Flinserln' hast Du 's ausgeb'n nur —
Do' is 's dös lauterst' Gold.

D'rum wirst D' a nia vergessen wer'n,
Da guate Will'n is blieb'n:
So wias D' vom Herzen g'sunga hast,
Bist D' a in's Volksherz g'schrieb'n!

Wien. Dr. Karl Fuchs.

---

# Ungedruckte Briefe und Gedichte J. G. Seidls.

Selten war es einem Manne gegönnt, einer Neuschöpfung durch eine so stattliche Reihe von Jahren seine Kräfte zu widmen, wie J. G. Seidl, dessen Namen seit der Begründung der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. ein Vierteljahrhundert lang auf dem Titelblatt der von ihm mit peinlicher Sorgfalt redigierten Hefte stand. Von den Männern, welche sich mit ihm an die Spitze des jungen Unternehmens stellten, blieb Mozart 13 und Bonitz 17 Jahre an seiner Seite, bis ihnen Hochegger und Vahlen, bezw. Tomaschek und Hartel als Mitarbeiter Seidls folgten.

Als einer von ihnen, kein Geringerer als Wilhelm v. Hartel, vor fast dreißig Jahren dem sozusagen mitten in der Ausübung seines Redaktionsberufes von einer qualvollen Krankheit Niedergerungenen einen ebenso ehrenvollen als warm empfundenen Nachruf in diesen Blättern widmete [1]), durfte er mit Recht von Seidl sagen: „Er zählte unter jene nicht zahlreichen Schulmänner alten Schlages, welche die Vorzüge deutscher Gymnasialbildung und die daraus sich ergebenden Fortschritte der Wissenschaft erkannten und die von einer Reorganisation der Gymnasien nach deutschem Muster eine gründliche Reform und nachhaltige Förderung der gelehrten Bildung in Österreich sich versprachen".

Und in der Tat, überblickt man die große Menge von Rezensionen, welche Seidl hauptsächlich in der ersten Hälfte seiner Wirksamkeit der Zeitschrift lieferte (später stellte er sich bescheiden

[1]) XXVI 554 ff.

in den Hintergrund und beschränkte sich auf jene still verborgene rastlose Tätigkeit des verantwortlichen Herausgebers, für welche die bibliographische Nachwelt meistens keine Kränze flicht), so staunt man über seine Vielseitigkeit und seinen Fleiß. Er verfolgt nicht nur alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik sowie der deutschen Literatur, soweit sie für die Schullektüre in Betracht kommt[1]), er beurteilt auch mehr als 20 Lesebücher, daneben Bücher für Schülerbibliotheken, über Deklamationskunst und Stilistik[2]), archäologisch-epigraphische Werke[3]), selbst französische und italienische Abhandlungen[4]). Auch liefert er selbst für den ersten Jahrgang der Zeitschrift zwei Aufsätze[5]).

Die vielfachen Verdienste, welche sich Seidl dadurch um die Begründung, die Ausgestaltung und die Hebung des Ansehens dieser für das Schulwesen unseres Vaterlandes bedeutungsvollen Zeitschrift erworben hat, sichern ihm einen achtunggebietenden Platz in der österreichischen Schulgeschichte des XIX. Jahrhunderts.

Die im folgenden mitgeteilten ungedruckten Briefe und Gedichte Seidls, teils Beiträge zur Charakteristik seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, teils Aufschlüsse über einzelne Abschnitte seines Lebens enthaltend, wollen nichts anderes sein als ein bescheidenes Gedenkblatt. *Δόσις δ' ὀλίγη τε φίλη τε.*

---

[1]) So Neumanns Zeitschr. f. Bildung usw. der Jugend (II 959 ff.), Burkhard, Grundzüge einer Gymnasialreform in Bayern, München 1849 (I 717 ff.), Schwetz, Einfluß des Romans auf die studierende Jugend, Wien 1851 (III 262 ff.), verschiedene Aufsätze von L. R. v. Heufler (IV 219 ff., 409 ff., 747 ff.), Holzer, Winke für angehende Dichter und Lehrer, Krems 1853 (V 416 ff.), Deutsche Jugendzeitung, herausg. von Fabricius, Hamburg 1856 (X 94 ff.), J. Schenckels „Deutsche Dichterhalle" (III 551 ff.), Vonbank, Lessings Laokoon und seine Bedeutung für die Ästhetik, Feldkirch 1856 (VIII 292), Schlechtel, Klopstock und Platen als Lyriker, Lemberg 1855 (VIII 293), Pohl, Über Herders „Stimmen der Völker", Prag 1856 (IX 606), Bacmeisters Bearbeitung des Nibelungenliedes und Helbig, Schillers Wallenstein, Schulausgaben bei Cotta 1856 und 1858 (IX 683 ff.), aber auch Adolf Pichlers Hymnen (VIII 413), Julian Schmidts Literaturgeschichte (VIII 415 ff.) und Heyses Fremdwörterbuch (X 95) u. a.

[2]) Vgl. Ebersberg, Feiertagsbuch (VII 171 ff.), Alphen, Holländische Kinderlieder (VIII 413 ff.), Ebersberg, Vater Radetzky (V 169 ff.), Eckardt, Sokrates, ein Trauerspiel (V 174 ff.), Eichrodt, Deutsches Knabenbuch (XV 634); ebenso Rieder, Lehrbuch der Redekunst (I 51 ff.), Falkmann, Stilistisches Elementarbuch (I 844 ff.), Pablasek, Deutsche Prosodie und Metrik (VIII 293 ff.), Neumann, Dichterstimmen, ein Deklamationsbuch (VIII 411 ff.), Rudolph, Handbuch für Stilübungen (XIII 881 ff.) u. a.

[3]) Zell, Handbuch der römischen Epigraphik, Heidelberg 1852 (IV 307 ff.).

[4]) Schnabel, *L'histoire sainte* 1849 (II 485 ff.), Schnabel, *L'histoire du Nouveau Testament* 1850 (II 845 ff.), L'Educatore, *Giornale della pubblica e privata istruzione*, Milano 1850 (II 405 ff.), Minola, *Dell' uso della Numismatica*, Monza 1856 (VIII 287 ff.).

[5]) Zur Erklärung deutscher Lesestücke (I 81 ff., 241 ff., 414 ff.), Bemerkungen über Klopstocks Wingolf (I 416 ff.).

I.

In der reichhaltigen Sammlung des bekannten Lexikographen Wurzbach (gegenwärtig im Besitze seines Enkels, des Herrn Dr. Wolfgang R. v. Wurzbach) befinden sich zwei Briefe Seidls.

Der erste wurde zu Ende Juli des stürmischen Jahres 1848 aus Baden an einen Bittsteller gerichtet und ist wegen der Streiflichter interessant, die er auf die Beziehungen unseres Dichters zu Feuchtersleben wirft. Jeder Hinweis auf die politischen Zustände, denen der in der vormärzlichen Zeit fußende Seidl ohne Sympathie gegenüberstand, ist durchaus vermieden.

Verehrtester Freund!

Nur um meine Antwort nicht zu verzögern, erwiedere ich Ihr liebes, vertrauensvolles Schreiben vom 27. d. M., welches ich eben jetzt erhielt, kürzer, als es in jeder Beziehung es verdiente. Mit der Versicherung meiner innigsten Theilnahme u[nd] meines sehnlichsten Wunsches, Ihnen in irgend einer Hinsicht gefällig seyn zu können, kann ich jedoch nicht umhin, Ihnen zu gesteh'n, daß meine Bekanntschaft mit dem jetzig[en] Herrn Unterstaatssecretär v. Feuchtersleben[1]) zu oberflächlich und locker ist, um als Anhaltspunkt zu einer Empfehlung zu dienen. Ich habe nie in meinem ganzen Leben ein Wort mit ihm gewechselt, kenne wohl ihn vom Sehen aus, bin aber selbst ihm persönlich nicht bekannt; der Zufall wollte es, d[aß] ich einmahl unter poëtischen Beiträgen (für meine Aurora[2]), die ich einem literarischen Almosensammler mit Zustim[m]ung seiner Wohlthäter abkaufte, auch einige Gedichte von Feuchtersleben mitbekam, was mir Anlaß gab, ihm zu schreiben und ihn auch für den nächsten Jahrgang um etwas zu ersuchen, worauf er mir in einigen artigen Zeilen antwortete. Ich weiß daher nur, d[aß] er meinen Namen kennt, ob und wie sehr er mich aber werthschätzt und ob ich ihm der Mann sei, dessen Fürsprache für Jemand auf ihn wirken könnte, vermag ich aus diesen haltlosen Prämissen, wie Sie selbst einsehen werden, nicht zu beurtheilen[3]). Ich kann daher, beim besten Willen, Ihrem

---

[1]) Diese Berufung Feuchterslebens ins Ministerium des Unterrichts war kurz vorher erfolgt. Er verblieb in dieser Stellung bis zum Dezember desselben Jahres.

[2]) Ernst Freih. v. Feuchtersleben (zu unterscheiden von Eduard Freih. v. Feuchtersleben, welchem der Herausgeber Gräffer den ersten Jahrgang der „Aurora" für 1824 gewidmet hatte und der in den ersten Jahren Einakter im Taschenbuch veröffentlichte) erscheint zweimal in der „Aurora", 1846 (S. 213) mit den Gedichten „Rath für uns", „*Vanitas*", „In ein Album", 1848 (S. 202) wieder mit drei Gedichten „Abendlich", „Im Gebirge", „Rath". Bei dieser Gelegenheit sei gegenüber den drei (von einander abweichenden) Angaben bei Hartel (Nekrolog, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1875), Goedeke (III 256) und K. Fuchs (J. G. Seidl, Wien 1904 p. 13 und 36) festgestellt, daß Franz Gräffer die ersten vier Jahrgänge (1824—27) herausgab, Seidl alle folgenden bis 1858. Im Jahre 1832 erschien das Taschenbuch nicht (Verleger war zuerst Riedl, dann Buchholz, bezw. Riedls Witwe, zuletzt Lienhart seit 1853).

[3]) Es ist leicht begreiflich, daß der Dichter dem schwerblütigen Feuchtersleben ferner stand als etwa dem lebhaft empfindenden Anastius Grün, dem Vertrauten seines Herzens.

diesfälligen Ansinnen nicht entsprechen, indem ich befürchten müßte, daß ein anmaßender Vorgriff meinerseits selbst für Sie das beabsichtigte Resultat nicht hervorrufen dürfte. — Inniger mit Feuchtersleben liirt war, meines Wissens, Dr. L. A. Frankl, mit dem Sie ja gut sind; gewiß könnte er für Sie etwas thun[1]; ich glaube, seine Gefälligkeit wird mit seiner Energie und seinem Einfluße gleichen Schritt halten. Auch Dr. A. Schmidl[2]) hat gewiß Wege, um auf Feuchtersleben einzuwirken, und mit Schmidl scheinen Sie ja Ihrer jetzigen Stellung nach in öftere Beziehung gesetzt. Ich kann Ihnen offen sagen, d[aß] es mir unendlich Leid thut, eine Voraussetzung, die ich, um einem so langjährigen Bekannten einen Dienst zu erweisen, so gerne gegründet wüßte, desavouiren zu müßen, — aber weiß Gott! es ist nicht anders, und — *ultra posse nemo tenetur!*

Mit nochmaligem herzlichem Bedauern meiner Ohnmacht in dieser Beziehung und mit dem aufrichtigsten Wunsche, d[aß] die Hoffnung, die Sie auf mich setzten, nicht Ihre größte war, verbleibe ich mit dem Ausdrucke wahrer Hochacht[ung]

Ihr

bereitwilligster

Johann Gabriel Seidl.

Baden, am 29. Juli 1848.

Über die Person des Adressaten gibt der Brief nicht viele Aufschlüsse. Aus der Bemerkung, daß der Empfänger des Briefes ein langjähriger Bekannter Seidls und mit L. A. Frankl „gut" ist, läßt sich kein sicherer Anhaltspunkt gewinnen. Wichtiger ist der Hinweis, daß der Adressat „seiner jetzigen Stellung nach mit Schmidl in öftere Beziehung gesetzt erscheint". Denn da der letztere, welcher in jener kritischen Zeit im Ordnungskomitee mitwirkte, gerade am 1. Juli dieses Jahres (seine Tätigkeit währte allerdings nur $2^1/_2$ Monate) die Redaktion der amtlichen „Wiener Zeitung" übernommen hatte, so darf man in dem Bittsteller einen Gesinnungsgenossen Schmidls, vielleicht einen Mitarbeiter der „Wiener Zeitung" vermuten, der durch Feuchterslebens Verwendung eine Anstellung im Ministerium zu erhalten wünschte.

Der zweite Brief, ungefähr 7 Jahre später geschrieben, leuchtet in die Erregung hinein, welche der tragische Tod des

[1]) Seidl durfte den Bittsteller an Frankl weisen, der ja sein Studiengenosse war und einer der ältesten und fleißigsten Mitarbeiter der „Aurora" gewesen ist.

[2]) Aus Königswart in Böhmen, erlangte, nachdem er die verschiedensten Stellungen bekleidet hatte, 1857 eine Professur für Geographie am Polytechnikum in Ofen, wo er 1863 im Alter von 66 Jahren starb. Nach Fuchs Schulgenosse Seidls am akademischen Gymnasium.

Grafen Majláth[1]) hervorrief. Er ist an den Herausgeber der „Theaterzeitung“[2]) gerichtet.

Die etwas knappe Fassung erklärt sich wohl aus der Gemütsstimmung des Dichters, welcher wenige Wochen vorher seine geliebte Gattin nach kurzer Krankheit sterben sehen mußte[3]).

Lieber Freund!

Frau Julie v. Großmann[4]) geb. Menzel, ehedem in Breslau[5]), jetzt in Dresden (Äußere Rampische Gasse Nr. 19), hat mir den mitfolgenden Nachruf an unseren unglücklichen Grafen Mailáth eingesendet mit der Bitte, denselben in einem dazu geeigneten Wiener Blatte veröffentlichen zu wollen. Ich weiß zu diesem Zwecke kein beßeres Blatt zu finden, als Eure Theaterzeitung (Conversationsblatt).

Ist es Euch daher möglich, diese paar Zeilen abzudrucken, so bitte ich mir, seiner Zeit, einen Abdruck für die Vfsserin zukommen zu laßen, im entgegengesetzten Falle aber das Gedicht mir zurückzuschicken.

Mit herzlichstem Gruße

Euer

Johann Gabriel Seidl.

Wien, am 25. Januar 1855.

Bäuerle beeilte sich, dem Wunsche des Dichters zu willfahren. Obgleich es ihm an gereimten Einsendungen nicht mangelte, so daß ihm die Sache manchmal zu bunt wurde[6]), und obgleich die „Theaterzeitung“ über den unglücklichen Grafen, dessen

---

[1]) Johann Graf Majláth von Székhély, ein Sohn des bekannten, von Josef II. in den deutschen Grafenstand erhobenen Staatsmannes und späteren Ministers, hatte früher in Wien gelebt und war dann nach München übersiedelt; von bitterster Not bedrängt, endete er, fast 70 Jahre alt, durch Selbstmord, indem er sich samt seiner treuen, 1811 geb. Tochter Henriette am 3. Jänner 1855 im Starnbergersee ertränkte. Er hat zahlreiche geschichtliche Arbeiten verfaßt.

[2]) Für welche er einst als Student vor 30 Jahren mit Halirsch und Saphier Rezensionen geschrieben hatte.

[3]) Dieser Abschluß des Jahres 1854 war umso schmerzlicher, als kaum ein anderes ihm soviel Ehre und Zufriedenheit (Text der Volkshymne, silberne Hochzeit, Besuch in Cilli mit seiner Tochter, 50. Geburtstag) gebracht hatte.

[4]) Julie Florentine v. G., geb. 1790, seit 1812 verheiratet, starb zu Dresden 1860; schrieb lyrische Gedichte, Romane und Novellen, Mitarbeiterin der „Aurora“ (1838, 1841, 1843, 1852).

[5]) seit 1816 bis zum Tode ihres Gatten.

[6]) wie denn auch die Nummern vom 16., 17. und 18. Februar dieses Jahres an ihrer Spitze eine „Bitte an die Herren Einsender lyrischer Beiträge“ bringen, in welcher die Redaktion in ziemlich energischer Weise der weiteren „schockweisen“ Zusendung von Gedichten Einhalt gebietet, worauf dann eine „mitleidige Seele“ in der Nummer vom 20. Februar dem Redakteur Bäuerle einen versifizierten Rat gibt, wie man das gesammelte Papier verwerten könnte.

Tod sie am 11. Jänner meldete, schon drei Essays veröffentlicht hatte[1]), erscheint bereits in der Nummer 26 vom 1. Februar 1855 das folgende Gedicht.

*Nachruf.*

An Johann Graf Mailath.

Unglaublich scheint es, was in dunkler Kunde
Entsetzensvoll mir Ohr und Herz berührt:
Du habest in verzweiflungsvoller Stunde
Die That des Todes selbst an Dir vollführt.

Was konnte Dir so nächtlich schwarz verhüllen
Des Daseins reichen, schöpferischen Tag? —
So übervoll den Kelch mit Wermuth füllen,
Daß Deine Kraft, Dein Geistesmuth erlag? —

Was losch den Stern, der sonst in dunklen Nächten
An Deinem Glaubenshimmel leuchtend stand,
Daß jetzt im Kampfe mit den finstern Mächten
Dein Sinn verwirrt, Dein Auge ihn nicht fand?

Was es auch sei! werth bleibst Du mir der Thränen;
Ich werde sie Dir ohne Rückhalt weih'n,
Und glauben fest — nicht hoffen blos und wähnen,
Du werd'st versöhnt mit Deinem Gotte sein!

Und so — Dein frommer Wunsch, für Dich zu beten
Ein Vater unser still nach Deinem Tod[2]),
Mit Seelengruß leis' an Dein Grab zu treten,
— Sei mir ein heilig, schmerzenreich Gebot.

## II.

Zwei andere Briefe Seidls bieten weniger literarisches als biographisches Interesse. Der erste, welcher sich mit der Frage nach dem Stammbaum der Familie beschäftigt, ist an des Dichters Vetter Franz[3]) gerichtet, der zweite an dessen Sohn[4]). Beide Briefe sind im Besitze der Witwe des letzteren, Frau Karoline Seidl, geb. Friedrich, in Döbling.

---

[1]) am 16. Jänner über den gemeinsamen Tod der beiden Menschen unter dem ungeschickten Titel „Geschichte eines Geschichtsschreibers", am 20. d. M. über seinen entbehrungsreichen Aufenthalt in München, am nächsten Tage über seine fabelhafte Gedächtniskunst.

[2]) Dazu bemerkt die Redaktion der Theaterzeitung, daß der Verstorbene in einem Briefe an die Verfasserin vom 30. November 1854 den Wunsch aussprach: „Behalten Sie mich lieb, und beten Sie zuweilen ein Vaterunser für mich, besonders wenn ich gestorben sein werde."

[3]) Franz Seidl, um 3 oder 4 Jahre jünger als der Dichter, hatte in Prag studiert und sich dem Finanzdienst gewidmet. Er starb am 10. Jänner 1871 als Oberamtsdirektor in Tetschen. Über die Art der Verwandtschaft vgl. die mitgeteilte Familienchronik.

[4]) Johann Gabriel Seidl, zu Eger 1844 geboren, kam mit 17 Jahren nach Genf, später nach Wien, wo er seit 1865 Beamter der Wiener Tramway-Gesellschaft war und am 28. November 1903 starb. Er hinterließ drei Söhne, Johann, Oskar und Friedrich, und eine Tochter Marie.

Verehrtester Herr Cousin!

Da ich weiß, daß Sie sich um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten unserer Familie lebhaft interessieren, so halte ich mich verpflichtet, Ihnen Nachstehendes mitzutheilen. Mir ist dieser Tage von Seite einer Buchhandlung in Nürnberg (Bauer & Raspe; Besitzer: Julius Merz) eine Aufforderung zugekommen, ihr für die neue Auflage von Siebmacher's großem und allgemeinem Wappenbuche, das im 5. Bde. Wappen der bürgl. Familien Deutschlands gibt, auch mein Familienwappen, also das der Seidl, mitzutheilen, wobei folgende Puncte zu berücksichtigen kommen:

1) Welcher ist der früheste Vorfahre, der dieses Wappen führte?

2) Wo war dessen Wohnsitz und in welcher Gegend (Provinz) wohnten dessen Nachkommen?

3) Sind unter diesen hervorragende Persönlichkeiten?

4) Ist ein Wappenbrief oder eine Urkunde derart vorhanden?

5) Vollständ. Angabe des Namens und Charakters.

Die Kenntnis der Genealogie meines Stammes, falls wir nicht mit den aus der Schweiz im 14. Jhdte. nach Brandenburg, Kärnten, Schlesien und Sachsen eingewanderten Seidl eins sind, reicht nicht weit zurück. Nicht einmahl von meinem Großvater, noch von meinen Oheimen, deren einer eine geistliche Notabilität war, weiß ich bestimmtes. Später hinauf verläßt mich jede Kenntnis. Auf einem Leichenhofe zu Leipzig liegen mehrere Seidl, die dort städtische Würden bekleidet haben, mit ihren Frauen begraben; diese habe ich ermittelt. Weiter hin fehlt mir die Verbindung. Stammen wir aus Schlesien, oder aus Sachsen? Der Seidl in Schlesien, eigentlich Seidel, haben ein eigenes Wappen, das von dem des anderen Zweiges verschieden ist. Abermahl ein anderes ist das der Seidl, wie wir uns schreiben; dasselbe kommt vor im 4. Thle. (Geadelte) S. 174 des „Neuen Teutschen Wappenbuches“ zu finden bei Paulus Fürsten, Kunsthändler, Nürnberg, gedruckt bei Christoff Gerhard im J. 1656, 5 Thle sammt Anhang. — Ich lege Ihnen eine treu colorierte Copie dieses Wappens bei, mit der Bitte, es gelegentlich mir wieder zurückstellen zu wollen. Kennen Sie vielleicht ein anderes?

Wenn Sie glauben, daß es der Mühe werth ist, uns eine Stelle, die uns vielleicht einmahl gebührt hat, im genannten Wappenbuche wieder zu sichern, so wollen Sie die Güte haben, mir möglichst bald ein Resumé dessen, was Sie über unsere Familie wißen, in kurzen, aber numerisch genauen Daten mitzutheilen. Die Fragepuncte, an die sich zu halten ist, stehen oben.

Es freut mich, diesen Anlaß benützen zu können, um Ihnen versichern zu können, daß ich stets lebhaft Ihrer gedenke und, wenn ich in die Lage kommen sollte, Ihre mir wohlbekannten Wünsche zu fördern, gewiß nichts verabsäumen werde, um Ihnen meine Theilnahme thatsächlich zu erweisen.

Ich sehe Ihrer Antwort noch vor Ablauf des Jahres entgegen, zu dessen Schluße ich Ihnen in der hoffnungsvollen Voraussicht Glück wünsche, daß das neue Ihnen und uns recht viel angenehmes bringen wolle.

Mit innigstem Gruße und brüderlichem Handschlage

Ihr

treuer Cousin

Johann Gabriel Seidl.

Wien, am 20. Dec. 1853.

Auf diesen Brief antwortete Franz Seidl unter dem 28. Dezember 1853 aus Pilsen in einem ausführlichen Schreiben, in welchem er die Abstammung der Familie aus Sachsen, die Einwanderung nach Bleistadt und Karlsbad und die Laufbahn seines Großvaters schildert und dessen Nachkommen aufzählt. Zum Schlusse bittet er um des Dichters Fürsprache bei zwei befreundeten Personen im Finanzministerium [1]) und erwidert die Neujahrswünsche.

Auf Grund dieses Berichtes sowie der eigenen intensiven Nachforschungen verfaßte dann Seidl die nachfolgende Familienchronik, deren Manuskript [2]) nebst der in dem obigen Briefe erwähnten und in der Familienchronik selbst beschriebenen Wappenzeichnung [3]) gleichfalls im Besitze der Frau Karoline Seidl ist:

„Das Geschlecht der Geadelten „Seidl“ war ursprünglich ein Zweig des Hochadeligen Geschlechtes der von „Seidel (Seidell)“, dem entfremdet es im Laufe der Zeit seiner Vorrechte sich begab, bis ein Theil der Nachkommen wieder ein Wappen zu erhalten suchte, während ein anderer darauf verzichtete.

Das Adelsgeschlecht der von „Seidel (Seidell) nimmt seinen Ursprung in der Schweiz, allwo es schon lange vor dem Tell'schen Aufstande geblüht hatte und eines der vornehmsten adeligen Häuser gewesen war. Als aber die v. S. nachgehends bei entstandenen Unruhen an Österreich festhielten und von dem damaligen Kaiser Friedrich III. dem Schönen nicht ablassen wollten, verließen sie nebst anderen Vornehmen von Adel im J. 1315 ihre Güter und machten sich in Kärnten, Sachsen, Schlesien und endlich in der Mark Brandenburg sesshaft.

1440 befand sich Nikolaus S., ein Sohn Hansens und Enkel Hassonis, am Dresdener Hofe.

1484 war ein Caspar v. S. über das Münzwesen in Sachsen bestellt.

1530 bekleidete Dominicus v. S., ein Sohn des obigen Nikolaus, bei Ferdinand, König von Böhmen und Ungarn, die Stelle eines Kammerjunkers.

1540 diente Jacob v. S. dem Kaiser Karl V. als Rittmeister.

---

[1]) Sektionsrat Schilder und Ministerialsekretär v. Angermayer.

[2]) Der auf der ersten Seite desselben freigelassene Raum verrät die (später unausgeführt gebliebene) Absicht Seidls, dieser Darstellung eine Einleitung vorauszuschicken.

[3]) Unter einigen Konzepten mit Notizen für die Chronik, welche auch aus dieser Zeit stammen [wie ein Vermerk auf der Rückseite: „Zum 7. Dezember 1853. Katharina heißt die Krine“ beweist] ist noch eine andere Wappenzeichnung in zwei Exemplaren erhalten. Auch sie bezieht sich auf das Geschlecht der Seidl. Der Schild ist schräglinks gespalten und trägt in Gold eine weiße, einen silbernen Berg ansteigende Gemse. Auf dem Helm, zwischen zwei rechts von Silber und Schwarz, links von Gold und Rot übereck geteilten Hörnern, die springende weiße Gemse. Helmdecken rechts Gold-Schwarz, links Silber-Rot. Die Perlen am Helme beweisen, daß das Wappen nicht alt ist.

1563 wurde Erasmus v. S., ein Enkel des obigen Caspar, von Joachim II., Churfürsten v. Brandenburg, aus Sachsen nach Berlin zu seinem Rathe berufen.

1576 lebte Caspar S. zu Wartenberg (in der schlesischen Standesherrschaft); seine Frau war Katharina Mutschelnitz; beider Sohn Wolfgang heiratete eine von Schlieben und fieng auf seinem Gute Gugelwitz im Militschischen die Wolfgangsche Linie an, nachdem er seine Tochter Katharina mit einem Wreschowitz, Commandanten der Festung Pleiße, vermählt hatte.

Näheres über dieses Adelsgeschlecht s. in Sinapius, Schlesische Curiositäten, 1. Vorstellung, Leipzig 1720. S. 879.

Die v. S. werden im „Neuen Teutschen Wappenbuche" (zu finden bei Paulus Fürsten, Kunsthändler in Nürnberg, gedruckt bei Christoff Gerhard im J. 1656) V. Thl. S. 142 zu den Meißnischen Geschlechtern gezählt. Sie führen einen gespaltenen Schild, dessen Vordertheil roth, das Hintertheil weiß, dadurch ein hellblauer Mond, mit den Hörnern in die Höhe gekehrt; auf dem Helme einen Bund mit einem zu beiden Seiten hervorfliegenden Bande, darüber 2 Adlersflügel und zwischen den Flügeln der Mond wie im Schilde. Die Helmdecken roth und weiß.

Ohne Zweifel war es ein Zweig dieses Geschlechtes, der in Sachsen, seines Adels sich nicht prävalierend, bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts blühete.

Die „*Inscriptiones Lipsienses. Auctore M. Salomone Stepnero*" (Leipzig 1678) führen unter den Inschriften in der Nikolai-Kirche zu Leipzig folgende, auf die S. bezügliche an.

1578 am Sonntag Quasimodogeniti starb Wolff Seidel, von St. Annaberg, churf. Sächs. gewesener Ober-Land- und Hofgerichtsschreiber (S. 135. N. 496); am Mittwoch Abend Petri Pauli 1564 dessen Frau Apollonia Steinpachin, für deren Vater Hans Steinbach (gest. am 23. April 1552) Wolff ebendort auf dem Studentenchor ein Denkmal hatte setzen laßen.

1604. Am 16. August starb Johann Seydel, des churfürstl. sächs. Schöppenstuhles Assessor und Bürgermeister von Leipzig, 56 Jahre alt. Auf [der] im Rathhause befindlichen Bibel, auf welche die Bürgermeister schwören mußten, kommt auch Johannes Seidelius als *non ita pridem defunctus* vor (1605); ebenso in der Rathstube Johannes Seidel.

1636 war Erasmus II. v. Seidel, ein Enkel des früher erwähnten Erasmus I., bei den Churfürsten Georg und Friedrich Wilhelm von Brandenburg wirkl. geheimer Staats- und Kriegsrath und wurde bis zu seinem Tode in Gesandtschaften und zu anderen wichtigen Diensten vielfach verwendet.

1662 erhielt Joachim Ernst v. Seidel, Erasmus II. jüngerer Sohn, die Stelle eines Churbrandenburgischen Rathes.

1703 wurde Gottfried Ludwig v. Seidel, des Vorigen Sohn, der des Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg Adjutant vor Casal gewesen, sächsischer Kammerjunker zu Altenburg.

1714 war ein Seidel Bürgermeister des sächsischen Städtchens Rachberg, und entdeckte als solcher die warmen Quellen des nachher berühmter gewordenen Curortes Augustusbad.

Um dieselbe Zeit wanderten Seidel aus Sachsen nach Bleistadt im Egerer Kreise Böhmens ein.

Einer derselben, ein Johann Gabriel Seidl (Seidel) übersiedelte von Bleistadt nach Karlsbad, dessen Sohn, gleichfalls Johann Gabriel, Bürgermeister in seiner Vaterstadt wurde, als welcher er derselben im J. 1788 ein nettes Schauspielhaus begründen half. Dieser J. G. S. hinterließ bei seinem Tode (3. Juli 1811) drei Söhne: Caspar, Johann Gabriel und Matthias, und 2 Töchter[1]. Caspar war lange Zeit hindurch Dechant des ritterl. Kreuz[herrn]-ordens mit dem rothen Stern[2], wurde 1813 zum Probst zu Ofen ernannt und starb auf der Reise dahin zu Prag. Der jüngste Matthias hinterließ nebst zwei Töchtern[3] ebenfalls drei Söhne, Karl[4], Heinrich[4] und Franz[5], welch letzterer, k. k. Cameral-Bezirkskommissar zu Pilsen, ebenfalls zwei Söhne, einen Johann Gabriel[6] und einen Karl und 3 Mädchen zählt. Der zweitgeborene Sohn des obigen Johann Gabriel S., ebenfalls Johann Gabriel (geb. am 26. Jänner 1771), lebte zu Wien als k. k. Hof- und Gerichtsadvocat und bekleidete in seinen späteren Jahren die akademische Würde eines Procurators der sächsischen Nation. Er starb am 16. October 1823 und hinterließ einen einzigen Sohn, Johann Gabriel Seidl, geb. zu Wien am 21. Juni 1804".

In dem anderen Briefe tritt uns die ernste Resignation eines alten Mannes, aber auch die menschenfreundliche Anteilnahme eines guten Menschen mit ungekünstelter Treuherzigkeit entgegen. Ein merkwürdiger Zufall fügt es, daß dieser Brief an Grillparzers 80. Geburtstag geschrieben ist[7].

Lieber Herr Cousin!

Empfangen Sie den Ausdruck meines innigsten Beileides und meines tiefsten Bedauerns wegen des schmerzlichen Verlustes, den Ihnen und den Ihrigen das unerwartet plötzliche Hinscheiden Ihres edlen, trefflichen Herrn Vaters[8] gebracht hat. Sonderbarer Weise fällt der

---

[1]) Katharina (heiratete den k. k. Salzbeamten Gautsch) und Theresia (vermählt dem gräfl. Nostiz'schen Direktor Ritschl).

[2]) in Karlsbad.

[3]) Katharina und Anna, beide in Karlsbad (oder Prag?) verheiratet.

[4]) Beide Brüder lebten als Bürger in Karlsbad.

[5]) vgl. oben S. 531, Anm. 3.

[6]) vgl. oben S. 531, Anm. 4.

[7]) Vgl. damit den Brief (an den Kustos Faust v. Pachler) vom 21. Jänner desselben Jahres (Wiener Zeitung 1902, Nr. 164).

[8]) Franz Seidl, gestorben 10. Jänner 1871. Vgl. oben.

Sterbetag dieses vielverdienten Mannes mit demselben Tage zusammen, dessen für mich sonst freudigen Eindruck ich durch diese Trauerkunde auf's schmerzlichste getrübt fühle, nämlich mit dem Tage meiner, unter den günstigsten Auspizien [1]) eingeleiteten und erwirkten Versetzung in den bleibenden Ruhestand nach 42jähriger amtlicher Thätigkeit.

Ich habe Vater [2]), Mutter [3]), Tante, eine innigstgeliebte Gattin [4]) und einen talentvollen Sohn [5]) begraben und weiß den Schmerz über solche unvermeidliche Einbußen in seinem ganzen Umfange zu ermessen.

Bleiben nun Sie der tröstliche Träger des Namens, den Sie mit mir theilen, versichern Sie Ihre verehrte Frau Mutter meiner aufrichtigsten Theilnahme und nehmen Sie diese Zeilen als Beweis der herzlichsten Theilnahme Ihres, in freundschaftlicher Hochachtung, Ihnen

ergebenen Cousins
Johann Gabriel Seidl.

Wien, am 15. Jänner 1871.

III.

Im Besitze der Tochter des Dichters (Frau Wilhelmine Funke, Oberbauratswitwe in Hietzing) befinden sich noch einige nachträglich gefundene Manuskripte, welche daher nicht zusammen mit dem übrigen Nachlaß Seidls in die Stadtbibliothek gelangten.

Einige derselben sind noch unbekannt, zu einigen mögen ein paar kleine Bemerkungen mitgeteilt werden.

1) Nach der vermutlichen Entstehungszeit kommt zunächst eine fünfstrophige Jugenddichtung in Betracht, welche das Entschwinden des Glückes beklagt, das einst dem Dichter hold war und ihn auf allen Wegen begleitete, jetzt aber ohne Gruß an ihm vorübergeht; nur bisweilen stellt es ihm ein Blümchen an den Weg und so hofft der Dichter auf eine völlige Wiederversöhnung.

Es ist ein flüchtiger Entwurf, an welchen keine verbessernde Hand gelegt wurde [6]). Die erste Strophe lautet:

Das Glück und ich, wir war[en] einst
Zusammen du und du:
Mit offnen Armen kam es oft
Vom Weiten auf mich zu!

---

[1]) unter Verleihung des Ordens der Eisernen Krone.

[2]) vgl. oben. Der frühe Tod desselben brachte bekanntlich den Dichter in eine ähnliche schwierige Lage wie Grillparzer.

[3]) Am 15. Jänner 1849 in St. Pölten. Sie war eine geb. Lettner.

[4]) Therese, geb. Schlesinger, gestorben 2. Dezember 1854.

[5]) Karl, geb. 1830, gest. 1861, mit Hinterlassung eines Töchterchens Wilhelmine.

[6]) Wie sorgfältig der Dichter vor der Veröffentlichung seine Verse feilte, ist bekannt. U. a. lehrt dies ein Vergleich zwischen dem (ebenfalls nachträglich gefundenen und im Besitz der Frau Wilhelmine Funke befindlichen) ersten Manuskript-Entwurfe eines Festgedichtes und dem Drucktext („Gedenke mein" für den 25. Jahrgang dieses Taschenbuches 1856).

Und schloß mich an sein hüpfend Herz
Und küsste den geringsten Schmerz
Oft ohne mein Verlangen
Von Stirne mir u[nd] Wangen!

Der Dichter des „Glücksglöckleins“ hat freilich später von einem viel erhabeneren Standpunkt aus über die Frage des menschlichen Glückes geurteilt.

2) Veränderung.

O Baum, bewahrst du noch die Züge,
Und prahlst du immer noch damit?
Wie lang schon ist es, daß die Liebe
Dir schwärmend in die Rinde schnitt!

Lösch' aus das Denkmal jener Stunden,
Um deren Flucht mein Auge weint:
Das Leben trennte längst die Namen,
Die deine Rinde noch vereint.

Dieses Gedicht steht mit kleinen Änderungen in Z. 3, 7 und 8 unter der Überschrift „Zwei Namen“ in der „Aurora“ für 1856 (p. 227).

Es trägt die Unterschrift „*Meta Communis*“. Dieses Decknamens bediente sich der Dichter seit 1834 immer wieder in der „Aurora“, bisweilen Jahr für Jahr, wobei meistens im selben Heft auch Dichtungen von „J. G. Seidl“ enthalten waren.

Wie indes sowohl Inhalt als auch Schrift und Papier zeigen, ist das Gedicht zweifellos viel früher als 1855 entstanden.

Der Stimmung nach entsprechen die Verse dem, was Julius von der Traun über unseren Dichter gesagt hat[1]). Doch notiert bereits Seidl selbst auf dem Manuskript: „Nach Parny“[2]). Es handelt sich, wie ein Vergleich beweist, um dessen dritte Elegie[3]).

*Élegie III.*

*Bel artore, je viens effacer*
*Ces noms gravés sur ton écorce,*
*Qui par un amoureux divorce*
*Se reprennent pour se laisser.*

*Ne parle plus d'Éléonore;*
*Rejette ces chiffres menteurs;*
*Le temps a désuni les coeurs,*
*Que ton écorce unit encore.*

---

[1]) „Natur und Herz, das war sein Reich“ (Einleitung zur Gesamtausgabe durch Hans Max, Wien 1877—1881, in 6 Bänden,)

[2]) Evariste Desiré (Vicomte de) Parny, erotischer Dichter der Revolutionszeit (1753—1814).

[3]) *Oeuvres de Parny,* Septième édition, Avignon (1798) I 65. Ebenso in anderen Ausgaben älteren Datums, z. B. Paris 1802.

Seidl scheint aber die spätere Umarbeitung[1]) der ersten Strophe gekannt zu haben, in welcher Z. 1—4 folgendermaßen lauten:

*Bel arbre, pourquoi conserver*
*Ces deux noms q'une main trop chère*
*Sur ton écorce solitaire*
*Voulut elle-même graver?*

Nicht uninteressant ist es, daß in einem anderen Gedicht Seidls jede der drei Strophen mit dem Refrain beginnt „Armer Baum, warum verdorben" [2]).

Wie im vorliegenden Falle eine Dichtung älteren Datums später unter einem anderen Titel der Öffentlichkeit übergeben wurde, so besitzt auch Dr. Wolfgang v. Wurzbach das Manuskript eines Gedichtes „Die Schlange am Halse", welches in der „Aurora" für 1847 (p. 244) mit verschiedenen stilistischen Änderungen[3]) unter der Überschrift „Das Schlangenhalsband" abgedruckt wurde.

Das Manuskript bezeichnet das Gedicht als „Deutsche Volkssage". Offenbar liegt eine Umgestaltung einer Grimmschen Märchenerzählung[4]) vor. Dort versteckt der Mann das Huhn vor seinem alten Vater; aus dem Huhn wird dann eine Kröte; „die sprang ihm ins Gesicht und saß da, und ging nicht wieder weg; und wenn sie jemand wegtun wollte, so sah sie ihn giftig an, als wollte sie ihm ins Gesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesicht; und also ging er ohne Ruhe in der Welt hin und her".

3) Ein anderes Gedicht führt den Titel „Habsburgs Kaiserhaus"[5]). In sechs der Form nach mit der Volkshymne übereinstimmenden Strophen wird die Liebe zwischen Volk und Herrscher besungen und dann ein Gruppenbild der kaiserl. Familie beschreibend geschildert.

---

[1]) jetzt bequem zugänglich in der Ausgabe von Charles Sainte-Beuve, Paris 1862, p. 99.

[2]) „Unzeit" (Aurora für 1842, p. 253).

[3]) Die wichtigsten Lesarten des Manuskriptes gegenüber dem späteren Text sind: II 2 „hab' ich ja auch davon", V 1 „So saß er einst gehäbig breit am Tisch", VI 1 „an der Stubenthür", VIII 4 „Und was sie stöhnt, es ist kein — Segenswort", IX 4 „Da schreit er laut", XIII 3 „auf die Schultern", XIV 4 „Wenn er ihr Trank und Speise wehren will", XV 1 „Und will man sie", XVI 1 „Und so, wie der gezeichnet geht durch's Land", 2 „Trägt jeder Sohn ein gleiches Band", 3 „Den Schlangenreif des Aelternfluch's, der fest", 4 „Ihm unsichtbar den Hals zusammenpreßt".

[4]) Kinder- und Hausmärchen, Nr. 145 „Der undankbare Sohn".

[5]) Trotz aller Nachforschungen bleibt allerdings noch die Frage offen, ob das Gedicht nicht doch bereits irgendwo veröffentlicht wurde. Zwar erklärte mir auch Dr. Karl Fuchs (der Verf. der Seidl-Monographie und des obigen Aufsatzes), das Gedicht sei ihm unbekannt; aber da mir nicht alle dabei in Betracht kommenden, oft sehr entlegenen Druckschriften zugänglich waren, konnte ich mich zu einem Abdruck nicht entschließen,

Da nicht nur der Kaiser mit seinen Eltern und Brüdern vorgeführt wird, sondern auch die Kaiserin mit einem Kind („Sieh — und Habsburgs jüngste Blüte Ruhet sanft auf Ihrem Schoos!"), so läßt sich die Abfassungszeit mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen. Der „kleine Engel", dessen „Los Gottes Vateraug' behüten" soll, ist jedenfalls Erzherzogin Sophie[1]), so daß das Gedicht in der zweiten Hälfte des Jahres 1855 für irgend eine illustrierte Zeitschrift verfaßt zu sein scheint. Zwar trat später noch einmal der Fall ein, daß das Kaiserpaar nur ein Kind besaß (Erzherzogin Gisela[2]), nämlich nach dem Tode der erstgeborenen Prinzessin Sophie[3]), bis zur Geburt des Kronprinzen Rudolf[4]). Das Gedicht könnte also möglicherweise auch aus dieser Zeit stammen, was indes aus anderen Gründen nicht recht wahrscheinlich ist.

Daß das Versmaß der Volkshymne verwendet wird, kann nicht sonderlich überraschen. Seidl vermochte, wie es scheint, von dieser Strophenform nicht loszukommen. Er verfaßte (wohl um dieselbe Zeit) auch eine zweistrophige Variation des „Gott erhalte" auf die Kaiserin[5]), welche mit dem Segenswunsche schließt: „Heil Franz Josef, Heil Elisen, Habsburgs jüngster Blüte[6]) Heil!" Und noch zwei Dezennien später schrieb er bekanntlich „Zum 20. April 1873"[7]):

Neue Bande knüpfen wieder
    Bayerns Land an Östreichs Aar,
Sende Deinen Segen nieder,
    Herr, aufs junge Fürstenpaar:
Was den Eltern Du beschieden,
    Ström' auf ihre Kinder aus,
So gedeih' in süßem Frieden
    Habsburgs hohes Kaiserhaus!

Aber nicht nur die Form wiederholt sich und nicht bloß einzelne Reime und Wendungen kehren wieder, sondern auch ganze Verse. So ist in dem in Rede stehenden Gedichte „Habsburgs Kaiserhaus" Z. 1—4 der fünften Strophe identisch mit den ent-

---

zumal der Dichter auf dem Manuskript die Worte vermerkte „Ersuche um die Korrektur", während eine fremde Hand mit Bleistift dazu schrieb „Für den Illustrierten Kalender (Erklärung des Titelbildes? oder: zum zum Titelbild? oder: zur Bilderbeilage?)". Natürlich ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Manuskript in Ermangelung eines geeigneten Bildes zurückgezogen wurde.

[1]) geb. 5. März 1855.

[2]) geb. 12. Juli 1856.

[3]) am 29. Mai 1857.

[4]) 21. August 1858.

[5]) mitgeteilt in der Einleitung zum 5. Bande der von Hans Max besorgten Ausgabe der Werke Seidls.

[6]) also ganz dieselben Worte wie in unserem Gedichte!

[7]) Vermählung der Erzherzogin Gisela mit dem Prinzen Leopold von Bayern.

sprechenden Zeilen der Zusatzstrophe[1]) und der Schluß der sechsten Strophe lautet wieder: „Heil Franz Josef, Heil Elisen, Habsburgs ganzem Hause Heil!".

4) Aus einer späteren Zeit, da Seidl fast nicht mehr dichtete, sondern bloß in der Art des alten Grillparzer seinen Stimmungen in Distichen Luft machte, stammt ein Epigramm, welches an Ludwig Scheyrer[2]) gerichtet ist.

Für ein Sträußlein Bifolien[3]).

Wer von Erinnerung lebt, wie ich, weiß doppelt zu schätzen,
Was ihm, in sinniger Form, freundlich Erinnerung beut.

Wien, am 7. April 1863.

Wenn er darunter die Worte setzt: „Dem stets getreuen Bifolien-Spender mit herzlichstem Danke J. G. S.", so paßt dies durchaus zu einer Briefstelle vom 17. März 1872 (an Julius v. d. Traun) „Was mich betrifft, so bin ich des Wanderns müde und freue mich, wenn ich Beweise erhalte, daß mein einstiges Streben nicht allseitig vergessen ist", wie er überhaupt in seiner Bescheidenheit immer glaubte, daß er schon vergessen sei.

## IV.

Im Anhang zu diesen Mitteilungen eine kleine Nachricht über einige Zeugnisse des Dichters.

Zwei stammen aus der Knabenzeit und sind von Johann Wilhelm Bauer, „Direktor der k. k. Normal-Hauptschule bey St. Anna", ausgestellt. Sie tragen das Datum vom 8. April 1812 und 4. September 1813. Beide weisen als Erfolg die erste Klasse „mit Vorzug" auf, die Leistungen des ersten (über den ersten Kurs des ersten Jahrganges) sind durchwegs „sehr gut", (8 Gegenstände) im zweiten Zeugnis (über den zweiten Jahrgang) stehen 6 „gut"

---

[1]) mit Beziehung auf die Vermählung S. M. („An des Kaisers Seite waltet"). Da diese Strophe bereits der ersten offiziellen Verlautbarung des authentischen Textes der Volkshymne in der „Wiener Zeitung" (9. April 1854) beigefügt ist, bleibt die Wiederverwendung ziemlich auffällig. Zur Literatur über die Volkshymne vgl. übrigens Zeidlers Zusammenstellung in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte (II 333, 7. Heft) und Fuchs p. 78.

[2]) Um weniges jünger als Seidl (geb. 1811) verdankt Scheyrer, welcher sich auch in Gedichten versuchte, seine literarische Stellung dem 1856 veröffentlichten Sammelwerk „Die Schriftsteller Österreichs usf. bis auf die neueste Zeit" (von Seidl in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. VIII, p. 411 besprochen). Er schied 1867 aus seinem Amte in der Staatsbuchhaltung und starb 1874 in Wien.

[3]) Bifolien *(Maianthemum bifolium,* zweiblättrige Schattenblume) hatte Seidl selbst seine dem Erzherzog Johann gewidmeten Balladen genannt, welche er in sechs, teilweise erneuerten Auflagen 1836—1866 gesammelt hatte.

und 13 „sehr gut" eingetragen. Als Vertreter der Aufsichtsbehörde unterzeichnete beide Zeugnisse der bekannte Pädagog und Schulreformator Joseph Spendou[1]).

Die beiden anderen Zeugnisse gehören in die Universitätsjahre. Sie sind in lateinischer Sprache abgefaßt und tragen die typische Überschrift „*Lecturis Salutem*". Beide betreffen Prüfungen aus der Religion und bescheinigen, daß Seidl „*praelectiones in Religionis scientiam diligenter* (bezw. *diligentissime*) *excepisse atque in secundo semestrali examine publico in classem primam relatum esse*".

Hier interessieren vor allem die Personen der Lehrer. Als „*C*[*aes*] *R*[*eg*] *Studii philos. Vice-Director*" erscheint Franciscus Wilde[2]), als Examinator und *Professor publ.* das erstemal (2. September 1820, erstes Schuljahr) Dr. Gregorius Ziegler, das zweitemal (12. August 1822, drittes Schuljahr) Coel. Keppler[3]).

Wien. Dr. A. Petak.

---

# Johann Gabriel Seidl als Historiker und Schulmann.

„Wer wie Seidl so warm für seinen Stamm und sein Vaterland empfunden, wer wie er seine Aufgaben als Dichter, Forscher, Schulmann so wacker und nie ohne die wärmste Beteiligung seines patriotischen Herzens durchgeführt, der hat auch ohne die bleibenden Leistungen seiner dichterischen und wissenschaftlichen Kraft die pietätsvolle Erinnerung und Liebe verdient, die wir ihm weihen". So tönt der Nekrolog des am 18. Juli 1875 Dahingegangenen aus der Feder des damaligen k. k. Universitätsprofessors Dr. Wilhelm Hartel im Julihefte der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" aus.

Den altösterreichischen Patrioten hat die Nachwelt vergessen, der warmfühlende Dichter lebt jedoch im Volke fort; dem unermüdlichen Forscher, dem aufgeklärten Schulmanne seien diese Blätter zum hundertsten Wiegenfeste geweiht.

Am 21. Juni 1804 erblickte Johann Gabriel Seidl in Wien, wo sein Vater Advokat war, das Licht der Welt. Schon am Akademischen Gymnasium erschloß ihm Apoll der Lieder süßen Mund;

---

[1]) geb. zu Möschnach in Kärnten 1757, später Katechet an der Normal-Hauptschule und Oberaufseher der deutschen Schulen.

[2]) Wahrscheinlich der bei Wurzbach (Biogr. Lexikon d. Kais. Österr.) erwähnte Jesuit Franz Wilde aus Böhm.-Leipa.

[3]) Ziegler war ein Benediktiner (geb. zu Kirchheim in Schwaben 1770) und wirkte seit 1815 als Professor der Dogmatik in Wien. Als er 1822 Bischof von Tarnow wurde (er starb 1852 als Bischof von Linz), wurde Keppler sein Nachfolger.

seine Ode: 'An die Sonne' erschien in der Zeitschrift 'Die Cicade'. „Nachhaltigen Einfluß auf seine ästhetische und philologische Bildung gewannen während des sog. philosophischen Kurses der freisinnige Rembold und der tüchtige Stein, auf seine poetische wohl zumeist der Umgang mit hochbegabten Kollegen, wie Niembsch von Strehlenau, Münch-Bellinghausen, Herloßsohn, Tschabuschnigg u. a.“ [1]). Er selbst führt noch in seinen verschiedenen Schriften als liebe Freunde und Kameraden aus der goldenen Jugendzeit A. Grün, Ludwig Halirsch, Castelli an und es ist nicht zu zweifeln, daß auch Grillparzer und Bauernfeld auf ihn einwirkten.

Der 21jährige Jurist sandte einen der ersten Beiträge zum Denkmale, das auf „teutonischem Boden“ in Stuttgart dem Dichtergenius Schiller errichtet werden sollte, in den Liederzyklus: „Schillers Manen“. Die damals so beliebten Almanache und Tagebücher brachten aus der Zeit der philosophischen Studien, denen sich Seidl nach dem Tode seines Vaters (1824) eifrig hingab, lyrisch-epische Gedichte, die dann in den Sammlungen: „Lieder der Nacht“, „Dichtungen“, „Liedertafel“ erschienen. Schon zeigt sich des Dichters Wesen, das Wilhelm Hartel treffend kennzeichnet: „Erfüllt von den Vorzügen, welche Grillparzer seinen Landsleuten nachrühmt, dem schlichten Sinn, dem richtigen Empfinden und der gesunden Natürlichkeit, wurde er zum Sänger des stillzufriedenen Glückes der patriarchalischen, franziszeischen Zeit“ [2]) — ein echt österreichisches Dichterbild aus vormärzlicher Zeit.

Der größte Teil des Kontinentes und besonders Österreich war nach der elementaren Erschütterung in der Napoleonischen Zeit im Zustande physischer und geistiger Ermattung, völliger Resignation. Wie aus einer Todeskrankheit genesen, suchte man ängstlich die Ruhe unter der starken Hand des Gewaltigen der Zeit, unter dem Deckmantel der heiligen Allianz, jede Arznei geduldsam gebrauchend, nur keine Operation. Je mehr man sich jedoch erholte, desto mehr vergaß man Ursachen und Folgen der „bösen Zeit“ und lebte wieder in einer gewissen Behaglichkeit und Gemütlichkeit — in den Tag hinein. Wehe dem Ruhestörer! Klein blieben, klein wurden die Geister; der Zusammenhang mit der Außenwelt ward gelöst, die Innenwelt erstarrte.

Und als im Westen wieder schwere Gewitterwolken aufzogen, das ferne Wetterleuchten der neueren Zeit aufblitzte, da begann es auch an der Donau sich zu regen, zunächst auf literarischem Gebiete. Eine junge Sängerschar ließ ihre munteren Lieder von Lenz und Liebe, von seliger, gold'ner Zeit des guten Kaisers Franz I. und Ferdinand des Gütigen erschallen, Lieder voll stolzen Vaterlandsgefühls zu Ehren der scheinbar glücklichen Heimat. Vereinzelt fielen Wehmutstränen des Unbefriedigten in den übersprudelnden

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 554.
[2]) a. a. O. S. 557.

Freudenbecher und die dem fernen Schritte des Freigeistes zuhorchende Muse ließ schrille Töne in den frommen Vaterlandsgesang schallen. Der immer stärkere Weststurm warf bereits manches Kraftwort von Freiheit und Menschenrecht heimlich und nächtlicherweile in das alte Österreich und die Torwächter des Absolutismus hatten vollauf zu tun.

Seidl blieb wie viele Tausende davon unberührt. Er lebte ganz und gar seinen Studien, dem Unterrichte; denn „die *angusta paupertas* geleitete ihn eine lange Strecke seines Lebens“ [1]).

Nach dreijähriger Vorbereitung für das Lehramt erhielt er laut Dekrets der k. k. Hof- und Studien-Kommission vom 7. April 1829 die Stelle eines Grammatikallehrers am Gymnasium in Cilli [2]). Sofort heiratete er seine „teure Therese“ (Schlesinger), die er als Hauslehrer bei einem Großhändler in Wien kennen gelernt hatte. Der Hochzeitstag war zugleich der Abschied von der lieben Vaterstadt, von den Jugendfreunden, besonders A. Grün, „dem teilnehmenden Vertrauten seiner Liebe“ [3]). Als er mit seinen Lieben (Mutter und Tante begleiteten das Paar) am Semmering der neuen Heimat entgegenfuhr, las und deklamierte er, neben dem Wagen einherschreitend, seinen Liebling Hölty. In Graz machte er die Bekanntschaft Gottfried Ritter v. Leitners, der sein Mitbewerber um die Cillier Stelle gewesen, und auf den ihn A. Grün aufmerksam gemacht hatte. Am 29. April kam er endlich in Cilli an.

Groß und entscheidend war der Sprung aus der Residenz in die kleine Provinzialstadt, die damals 2500 Einwohner zählte. Doch rasch fand er sich in die Verhältnisse an der Seite des „schwarzaugat'n Derndals mi'm nußbraunen Haar“ [4]), in der herrlichen Umgebung und Natur der Stadt und in der freundlichen, heiteren Bevölkerung, deren „*spiritus rector*“ der frohmütige Poet alsbald wurde, die ihn mit Stolz den Ihrigen nannte. „Das freundliche Entgegenkommen der Menschen“, sagt er selbst in der Vorrede zu den 'Flinserln', „das gemütliche Wohlwollen und die zutrauliche Geselligkeit, die süße Aufdringlichkeit der ländlichen Umgebung ließen kein eigentliches Heimweh in mir aufkommen. Und wenn die acht schönsten Jahre meines Lebens manchmal getrübt wurden von der dunklen Ahnung, als ob mein Aufenthalt in diesem Landstädtchen am Ende doch nichts als ein freundliches Exil wäre und die Großstadt meinem Geiste zuträglichere Nahrung böte, so flüchtete ich mich in Gedanken nach der Heimat und schlug 'Flinserln', sandte ich in den 'Flinserln' Grüße allen jenen, die mich verstehen, grüßte ich den Boden, dem sie entsproßten, grüßte ich mein liebes Wien und vor allem den lieben Stefansturm recht

[1]) a. a. O. S. 555.
[2]) Cillier Gymnasialakten.
[3]) Vorrede zu den 'Flinserln'.
[4]) 'Flinserln' I 5.

herzlich“. So sehr hing er an seiner ersten und zweiten Heimat! Und in „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ finden wir Ähnliches[1]). „Ich lebte einmal in einer großen Stadt und es kam eine Zeit, wo ich in einer kleinen Stadt leben mußte — und dann gerne lebte — und zuletzt beinahe vergaß, wie man in einer großen Stadt leben könne. Der Übergang war so plötzlich, so unvermutet, als ob Fausts Mantel mich fortgetragen hätte. Und als ich aufsah und die Blicke umherschicken wollte, um Kundschaft einzuziehen über meine Umgebung, da standen Weib und Kind um mich her und teuere Angehörige, die den Zauberflug mir zu Liebe mitgemacht, und neue Gesichter drängten sich, Liebe fordernd, um mich her — ich konnte den Horizont mit der Hand umspannen und fragte nicht viel, was darüber hinauslâge. Und eines Abends da pochte es an meiner Tür und auf mein freudiges: Herein! erschien ein hohes Weib mit jugendlichem Antlitze voll wehmütig feierlichem Lächeln, ein Weib, das ich von Wien aus kannte, wo ich ihr — ich weiß es recht wohl — im Paradeisgärtchen zuerst begegnete, ein Weib, das mich bei der Leiche meines Vaters tröstend in die Arme schloß, ein Weib, das die einzige Vertraute meiner ersten Liebe war — die Frau Muse. Sie setzte sich zu mir und plauderte mir von meiner Heimat und von meinen Lieben; sie führte mich hinaus auf die Berge meiner neuen Umgebung und befreundete mich mit ihrer liebsten Freundin, der Natur, und besuchte mich, wo nicht täglich, so gewiß wöchentlich. Sie lehrte mich ein neues Element kennen: die häusliche Ruhe, die süße Heimlichkeit des Zuhauseseins — mit einem Worte: die Lichtseite des Kleinstadtlebens. So kam es, daß ich in meinem lieblichen Exile zufrieden lebte.“

Dem süßen Wahne der Poesie gab sich Seidl in seinem neuen Berufe so recht mit Herzenslust hin. „Dort“, sagt sein erster Biograph, „erweiterte und vertiefte er seine literarhistorischen Studien, indem er neben den alten Autoren, die im Mittelpunkte seiner Interessen standen, die Dichtungen der Franzosen, Spanier, Engländer las und studierte“. Und „nachhaltige Anregung verdankte er den Lyrikern der Alten, deren Wert er durch wiederholte Übersetzungen immer mehr erkannte, so daß er den Plan faßte, das, was große Sänger der Vorwelt sangen, mit seiner ewig bleibenden Wahrheit und Trefflichkeit, dem Volksmunde der Jetztzeit geläufig zu machen, und Horazische und Anakreontische Lieder in seinem geliebten Niederösterreich frei reproduzierte“[2]). So entstanden auf steierischem Boden die innerösterreichischen Volksweisen ʻAlmerʼ über Anregung des Erzherzogs Johann und ein Großteil der in niederösterreichischer Mundart geschriebenen ʻFlinserlnʼ im Wetteifer mit seinem Freunde Castelli. „Ich habe“, sagt Seidl[3]), „mit

[1]) I, S. 6 f.
[2]) a. a. O. S. 558.
[3]) Vorrede zu den ʻFlinserlnʼ.

meinen Dialektliedern erreicht, was ich zu erreichen beabsichtiget, wenngleich nicht gehofft hatte: sie befriedigten die Gebildeten — und gingen ins Volk über." Damit hängt innig die Pflege des Volksliedes zusammen, „dieses unerschöpflichen Bornes deutscher Lyrik seit Bürger und Goethe". Und „im Volkstümlichen liegt Seidls Eigentümlichkeit und Stärke"[1]). Viele seiner Lieder leben in reizenden Kompositionen der Künstler, wie Schubert, Lachner, Schumann, Küken, Esser, Löwe u. a. fort, der sicherste Beweis ihres lyrischen Wertes.

So danken wir die meisten und schönsten lyrisch-epischen Dichtungen Seidls dem Cillier Aufenthalte. Wer hätte sich nicht an so manchem Gedichte der Sammlung „Lieder der Nacht" ergötzt, wer nicht Balladen aus dem herrlichen Strauße „Bifolien" — nach der in der Umgebung von Cilli so schön blühenden Lieblingsblume des Sängers, *bifolia pratensis,* benannt — vorgetragen! An den einfachen, seelenvollen Erzählungen des Altösterreichers 'Georginen' (1836), 'Episoden aus dem Romane des Lebens' (1839), „lauter Proben eines gebildeten Geschmackes"[2]), erlabt sich noch heute manch zartes Gemüt. In diese Zeit fallen ferner die Übersetzungen der lateinischen Fabeln des Gabriel Faërnus (1831) — philologisch merkwürdig — endlich eine Fülle von Fest- und Gelegenheitsgedichten, dramatische Prologe und Versuche, Sprüche u. a. So grüßt noch jetzt den Wanderer, der aus Cillis schönem Stadtparke am rechten Sannufer aufwärts zieht, bei der labenden „Seidl-Quelle" der Spruch:

Nahst Du dem Quell auf freundlichen Wegen,
Rauscher erquickungsvoll, ström er Dir Segen! (1838.)

Seidl setzte damit seinem Freunde Rauscher ein Denkmal und auch sich — leider das einzige!

So reiches dichterisches Schaffen auf steirischem Boden danken wir auch dem Umstande, daß Seidl als Schulmann sich glücklich fühlte.

Nach „mit voller Zufriedenheit zurückgelegten Diensttriennium" wurde er im Jahre 1832 als „Gymnasialprofessor" bestätigt und fünf Jahre darnach ließ ihn „die k. k. Hof- und Studienkommission laut Dekretes vom 19. Januar l. J., Z. 8375", „rücksichtlich seiner eifrigen Verwendung" die Anerkennung aussprechen. Im folgenden Jahre wurde er zum Humanitätslehrer mit einem Gehalte von 600 fl. ernannt und erhielt im Jahre 1839 die erste Dezennalzulage im Betrage von 200 fl.[3]). Vollständig wurde allhier sein Glück, als ihm seine geliebte Therese einen Sohn, Karl, und eine Tochter, Wilhelmine, schenkte[4]).

---

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 557.
[2]) a. a. O.
[3]) Cillier Gymnasialakten.
[4]) Ersterer starb als Techniker, letztere führte nach dem Tode der Mutter (1854) den Hausstand.

Lebhaft blieben Seidls Beziehungen zu den Wiener Freunden, besonders zu A. Grün, der in einer heitern Epistel aus Thurn am Hart seinen „geliebten trefflichen Hans Gabriel“ zu einem Besuche einlud. In einem Briefe aus Wien: „An den lieben unvergeßlichen Erzengel“ sagt Grün am Schlusse: „Unerschöpflich bleibt gewiß meine innerste Anhänglichkeit und freundschaftliche Erinnerung an Sie, selbst in Foliobänden würde ich sie nicht ganz ausschreiben können“. Beider Freund, der junge Dichter Ludwig Halirsch, dessen Tagebuch und Gedichte Seidl später herausgab, besuchte unseren Dichter in Cilli auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1831. Und sieben Jahre darnach besuchte dieser seine Freunde in Wien, um bald wieder ganz bei ihnen zu sein. Denn im Jahre 1840 verlieh ihm Kaiser Ferdinand I. auf Empfehlung des Grafen Moritz Dietrichstein die Stelle eines dritten Kustos am k. k. Münzen- und Antiken-Kabinette[1]). Freilich mußte er früher sterben. Aus bisher unbekannter Veranlassung lief nämlich das Gerücht durch die Zeitungen: „Er starb — er ist tot!“[2]) Und die Redaktionen vieler in- und ausländischer Blätter, voran die Augsburger 'Allgemeine Zeitung', deren Mitarbeiter er war, brachten Todesanzeigen und Nekrologe und bald darauf Widerrufe mit herzlichen Worten der ehrenvollsten Anerkennung. Er sollte die neue Stelle sofort antreten, aber über Ansuchen der Gymnasialdirektion verblieb er bis zu Ende des Schuljahres in Cilli und wurde am 6. August seines Amtes enthoben[3]).

Ja, der Dichter starb — die Zeit seines „glücklichen Exils, wo er die zwölf schönsten Jahre seines Lebens verlebt, mitten in Steiermarks Eden“[4]), sie war dahin und es kam die Zeit ernsterer Arbeit, die Zeit des ihm unsympathischen Umsturzes. Als ob er im prophetischen Geiste solches geahnt, fühlte er den Abschied von Cilli so schwer:

Begreifen konnt' ich kaum die Liebe,
Mit der man mir entgegen kam,
Und schmeichelnd mich, damit ich bliebe,
Umschloß und in die Mitte nahm.
O könnt' ich, was in Traumesweben
In einer fremden Stadt ich fand,
Bei meiner Rückkehr ich erleben
In mein geliebtes Heimatland!

Und in den 'Flinserln':

Ja, d'selbn war ich glückla,
Denn d'selbn war ich jung,
A Waldbam ohni Holzwurm,
A Glock'n ohni Sprung.

---

1) K. k. Hof- und Studien-Kommission vom 7. Mai, Z. 2943.
2) Gedicht: 'Die Bestellung'.
3) Cillier Gymnasialakten.
4) Hermann Graf v. Cilli ('Der Aufmerksame', 1842, Nr. 13.

Der Altösterreicher überhörte den immer stärkeren Schritt und Ruf des Zeitgeistes; er ließ sich von seinem Glauben an die Rechte des Herzens, an die Treue der Menschen gegen sich selbst und gegen andere, an den Patriotismus der Völker Österreichs nicht abbringen. Der Gedanke, daß die Einheit des Vaterlandes gelöst werden könnte, daß die Vaterlandsfeinde in der Preisgebung der Autoritäten, in der Lockerung des Länder und Völker umschlingenden dynastischen Bandes die Bürgschaft des neuen Staatsbestandes und des freiheitlichen Fortschrittes suchen werden, erschien ihm unfaßbar. Aber der Freiheitsgeist mit und ohne Maske erfaßte wild die Massen, der Weststurm fachte die Lohe an — und Altösterreich sank in Trümmer. An Stelle des Absolutismus und Militarismus trat der liberale Konstitutionalismus, der zersetzende Föderalismus, endlich eine merkwürdige Verquickung beider, der Dualismus.

Seidl fehlte der Glaube an Werden und Bestand des Neuen, er blieb diesem gegenüber kühl bis ans Herz hinan:

Ha, Funken vor dem Fenster hier
Und Funken in dem Ofen dort,
Trotz allem Sprühen scheuchet ihr
Den innern Frost mir doch nicht fort[1]).

Und:

Oft glaubt' unter hundert närrischen Leuten
Ich — der Gescheite ganz allein,
Oder unter hundert Gescheiten
Ich — der alleinige Narr zu sein[2]).

Altösterreich sank, der Altösterreicher blieb. Seidls sanfte, gefühlvolle Dichtung wich dem „Trutzgesang der Jungen“ wie der milde Lenz dem heißen, stürmischen Sommer. Die Begeisterung schwand, der Liedermund verstummte.

Was ich fühlt' im jungen Busen,
Hüllt' ich lebhaft einst in Verse;
Treulos zeigen, ach, die Musen
Mir, dem Alten, jetzt die Ferse! —

Auf meiner Fahrt durchs Leben
Hatt' ich so manches aufzugeben —
Doch einen Verlust verschmerz' ich nie,
Abhanden kam mir — die Poesie! —

Die wahre Herzenspoesie,
Sie ist erdrückt, verdorben;
Wer nur gelebt in ihr, durch sie,
Der ist mit ihr gestorben[3]).

„Am Abende seines Lebens hatte jedoch Seidl die Genugtuung zu erfahren, wie man ruhiger die Vergangenheit und ihre

[1]) 'Winternacht'.
[2]) Spruch.
[3]) Sprüche.

in seinen Liedern so treu sich spiegelnden Ideale aufzufassen und eine Zeit zu würdigen begann, welche mächtiger denn je auf diesem Boden die Liebe zum Vaterlande und die Begeisterung für die Ideale des Lebens zu entflammen vermochte"[1]).

Die wissenschaftliche Forschung und Arbeit begann nun vollends und der Schulmann verwertete seine Erfahrung, sein Wissen für die Entwicklung der österreichischen Mittelschule, besonders der Gymnasien.

Als Historiker wurzelte Seidl im Boden Cillis. Schon Freiherr von Hormayr hatte den jungen Philosophen angeregt und ihm die Spalten seines 'Archivs' geöffnet. Auf dem antiken Boden Cillis, wo jeder Schritt auf Ruinen des Römertums, wie Architektonisches, Gedenktafeln mit Inschriften, von denen schon die Schriftsteller des XII. Jahrhunderts mit Staunen erzählten, auf Waffen, Schmuck und Gerätschaften, auf Münzen stößt; in der Heimat des mächtigsten innerösterreichischen Dynastengeschlechtes, das in die Geschichte der Habsburger und der östlichen und südöstlichen Nachbarländer gewaltig eingriff, der gefürsteten Grafen von Cilli, deren Burg „mit hohlen Augen so düster in den Strom hinabstarrt"[2]); im Lande, wo durch die Arbeiten Adalbert Muchars ein neues geschichtliches Leben begann: da mußte sich auch in Joh. Gabriel Seidl der Historiker immer stärker regen und betätigen.

In der Einleitung zu den 'Epigraphischen Exkursen' aus dem Jahre 1843 sagt er, daß er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in dieser Stadt besser als irgend jemand Gelegenheit gehabt hatte, sich durch Autopsie mit den Monumenten aus der Römerzeit zu befreunden, sich für dieselben zu interessieren. Leider waren schon damals mehr denn hundert Römersteine verschleppt worden, was er in 'Wanderungen durch Tirol und Steiermark' beklagte und in der historischen Skizze 'Hermann Graf von Cilli' mit Humor feststellte: „Das Restchen (Römersteine) schmilzt von Jahr zu Jahr ein und bei meinem vorjährigen Ausfluge (1841) nach dem freundlichen Örtchen ging es mir wie jenem Schulmeisterlein in der Schule: Ich sah viele, die nicht da waren."

Als Kustos des k. k. Münzen- und Antiken-Kabinetts „schöpfte er aus den reichen, seiner Obhut anvertrauten Schätzen Anregung und Stoff für antiquarische Studien, die ihn uns in rüstigem, unermüdlichem Schaffen auf den weiten Gebieten der Numismatik, Epigraphik, Archäologie zeigen"[3]). Großen Einfluß nahm auch der treffliche Ekhel.

Seidl beklagte in den 'Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst' im Jahre 1840, daß wir zwei wichtige Behelfe zur Herstellung einer festeren Basis für die Geschichte unseres Vater-

---

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 559.
[2]) 'Burgruine'.
[3]) Nekrolog a. a. O. S. 555.

landes, „die ja nicht erst im XIII. Jahrhundert beginnt, sondern mehr denn ein Jahrtausend dauert", nicht besitzen, nämlich eine Sammlung der innerhalb der Umfangslinie der österreichischen Monarchie gefundenen Inschriften und eine archäologische Karte Österreichs. „Denn der österreichische Boden ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Altertümer der verschiedensten Völker und Zeiten" [1]). Sein Streben und Mühen ging fortan dahin, ein *corpus inscriptionum Imperi Austriaci* zu begründen.

Die römische Altertumsforschung in den österreichischen Ländern ist verhältnismäßig alt. Schon die fahrenden Italiker des XV. Jahrhunderts regten sie an und die Renaissance begünstigte sie. Eine Fülle von Leistungen bot zunächst der *antiquus Austriacus,* dem Peutinger, Choler, Baissardus, Augustinus Tyffernus, Apianus, Aventinus, Lazius und der *codex Dati* im XVI. Jahrhundert, dann A. Manutius, P. Lambecius im XVII. Jahrhundert folgten. Das waren die Grundlagen der Forschungen eines Jordan, Erasmus Fröhlich und Muratori im XVIII. Jahrhundert. Durch Josef Ekhel drang die Absicht, ein allgemeines österreichisches Inschriftenwerk zu begründen, in weitere Kreise und Maria Theresia bestimmte das k. k. Münzen- und Antiken-Kabinett als großen archäologischen Sammelplatz; doch wurde erst im Jahre 1812 die erste Sammlung veröffentlicht. Es folgten nun Veröffentlichungen in den 'Wiener Jahrbüchern' seit 1829 [2]), in Schmidts 'Österreichischen Blättern' (1841—1848), in Arneths 'Musealbüchern' (1855—1866), in den 'Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst' (1833) und in den Schriften der Kais. Akademie der Wissenschaften; zu einer allgemeinen Sammlung archäologischer Funde innerhalb der Monarchie kam es nicht; ein schwacher Versuch war Steiners '*Index inscriptionum romanarum Danubii et Rheni*' [3]).

Seidl unterzog sich bereitwilligst der Aufgabe, die epigraphischen und numismatischen Funde Österreichs zu sammeln und zu veröffentlichen. Dabei stieß er bald auf große Schwierigkeiten. Dem k. k. Münzen- und Antiken-Kabinette wurde häufig nur eine mindere Auswahl der Funde teils geschenkt, teils zum Kaufe angeboten und über ihre Herkunft konnte man öfters entweder gar keine oder nur mangelhafte Auskunft geben; dann wurden die Funde nur in kleinen, wenig bekannten und schwer aufzutreibenden Lokalblättern veröffentlicht. „So blieb", wie Seidl klagt, „was Gemeingut aller Fachgenossen und durch sie der ganzen gebildeten Welt werden sollte, großenteils das Sondergut einzelner Körperschaften und Vereine, denen der Rapport untereinander abgeschnitten oder doch erschwert war" [4]). Er trat deshalb mit der

---

[1]) Sitzungsber. d. K. Akad., phil.-hist. Kl. VIII, S. 217.
[2]) Band 45; Cilli war am stärksten vertreten.
[3]) Mitteil. d. hist. Ver. f. Steierm. XXIII, S. 31 f.
[4]) Archiv f. Kunde österr. Geschfg. VI, S. 208.

Bitte an die Öffentlichkeit, man möge mit Bezug auf die bestehenden Fundgesetze — ein Drittel jedes Fundes war an das Ärar (Münzen- und Antiken-Kabinett) abzuliefern, zwei Drittel fielen dem Finder und dem Eigentümer des Grundes zu gleichen Teilen zu — wenigstens alle Funde ihm oder dem Kabinette gewissenhaft mitteilen; die Provinzialblätter sollen jedesmal eine genaue Beschreibung der Gegenstände dem Kabinette zukommen lassen und alle Nummern, deren Rubrik: Archäologische Funde, besetzt ist, einsenden; denn nur so könne der Zweck, ein *corpus inscriptionum Austriacarum* zu gründen, erreicht werden. Betreffs der Gelehrten meinte er: Besser für die Wissenschaft, sie zanken sich um eine Entdeckung, wenn auch nicht immer in den passendsten Ausdrücken, als daß sie, abgestumpft durch die Indolenz ihrer Umgebung, die Hände müßig in den Schoß legen[1]).

Mit solcher Begeisterung, die den Umständen nicht proportional war, ging Seidl sofort ans Werk. Im Jahre 1843 erschienen in den 'Wiener Jahrbüchern der Literatur'[2]) die 'Epigraphischen Exkurse', und zwar die '*Monumenta Celeiana*', eine Zusammenstellung römischer Inschriften und Denkmäler, die er teils selbst in Cilli gesehen und kennen gelernt, teils von auswärts aus Mitteilungen älterer Gewährsmänner zusammentrug und bis 1845 fortsetzte, im ganzen 152 Nummern.

Wurde durch das alte Fundgesetz der Fundverheimlichung und Verschleppung Vorschub geleistet, so brachte das neue vom 31. März 1846, nach welchem der Staat auf seinen Anteil zugunsten des Finders und Eigentümers verzichtete, dafür den politischen Behörden auftrug, wissenschaftlich bedeutsame Funde den Landesstellen anzuzeigen, die dann die für solche Gegenstände bestehenden Anstalten und Vereine zu verständigen hatten, keinen Vorteil. Im Jahre 1851 sprach es Seidl offen aus, daß das neue Fundgesetz der Sache den empfindlichsten Schlag versetzt habe; denn von diesem Augenblicke an war dem Zentral-Museum die Zufuhr von Altertumsgegenständen merklich abgeschnitten, die Provinzial-Museen hatten wie von rechtswegen freie Hand. Er wandte sich deshalb direkt an Private mit der Bitte, ihre Funde und Veröffentlichungen in den Provinzialblättern sofort dem Kabinette mitzuteilen[3]).

Zu solchen Schwierigkeiten kam auch noch der Vandalismus, den Seidl öffentlich beklagte: „Es wäre für solche Fälle der Indolenz heilsam, wenn man neben einer Chronik archäologischer Funde zugleich eine die hierbei vorkommenden Unfälle kontrolierende Rubrik führte, wie Didron in seinen *Annales archeologiques*

[1]) a. a. O.
[2]) Band CII, CIV, CVIII, CXI, CXV, CXVI (Anzeigeblatt).
[3]) Archiv VI, S. 210 f.

solche Frevel an der Wissenschaft fortwährend unter der Aufschrift 'Actes des Vandalisme' der Öffentlichkeit preisgibt" [1]).

Nicht minder klagte er über die Gleichgiltigkeit der Zeit. „Je höher die Wogen der Zeit gehen, je ungestümer die Anforderungen des öffentlichen Lebens von allen Seiten sich geltend machen, je lauter und unabweisbarer die Gegenwart ihre Rechte verlangt, desto berührungsscheuer zieht der Mann der Wissenschaft sich in sich selbst zurück, desto geheimer tut er mit den Errungenschaften, mit denen die Fragen des Tages nichts gemein haben. Und in der Tat ist wahres Interesse für archäologische Forschungen nur ausnahmsweise vorhanden" [2]). Der provinzielle Separatismus, durch das zum Durchbruche gelangte Streben nach allseitiger Entwicklung der Nationalitäten genährt, trat der Gründung eines archäologischen Zentral-Museums der österreichischen Monarchie mehr denn je entgegen. Es kam nur zur Gründung eines solchen für das Kronland Österreich unter der Enns, „das aber mit dem vorlieb nehmen mußte, was auf dem klassischen Boden Carnuntums ungarische, jenseits des großen Donaulimes mährische und böhmische Händler ihm zukommen ließen".

Trotz allem arbeitete der Patriot und Forscher weiter. In den Jahren 1846 und 1847 erschien in den 'Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst' [3]) unter der Aufschrift 'Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie' eine reiche Sammlung der ihm bekannt gewordenen Funde, die er nach den einzelnen Provinzen der Monarchie ohne Rücksicht auf das Zeitalter zusammenstellte und mit erläuternden Anmerkungen versah. Von der Kais. Akademie der Wissenschaften, die „leider ihre Wurzel nicht beim Sonnenschein des Friedens schlagen konnte", hoffte er für seine Sache sehr viel und begrüßte mit Freuden das 'Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen', das den Zweck hat, Historisch-Archäologisches zu sammeln. Darin setzte er die 'Beiträge zu einer Chronik archäologischer Funde in der österreichischen Monarchie' in den Jahren 1849 und 1851 fort [4]), ebenso in dem 'Sitzungsberichte der kais. Akademie' vom Jahre 1852 [5]).

Nachdem „die gewaltigen Stürme über die Monarchie dahingebraust", erwartete Seidl mit Zuversicht, sie werde wie auf anderen so auch auf dem speziellen Gebiete der Archäologie und Geschichte in neue Bahnen eintreten. Er wandte sich mit der Bitte an die Akademie, alle Vereinspublikationen, Monatsschriften und Journale

---

[1]) Österr. Bl. f. Lit. u. Kunst 1846, S. 963.

[2]) Archiv a. a. O.

[3]) 1846: Nr. 18, 19, 20, S. 137—160; Nr. 45, S. 345—348; Nr. 135, 136, 137, S. 1049—1069; 1847: Nr. 242, 243, 244, S. 961—970; Nr. 278, 280, S. 1101—1112; Nr. 294, 295, S. 1165—1172.

[4]) 1849: Bd. II, S. 159 ff.; 1851: Bd. VI, S. 205 ff.; 1853: Bd. IX, S. 81 ff.

[5]) 1852: III, S. 81 ff.; VIII, S. 216 ff.

zu pränumerieren, ferner auch dahin zu wirken, daß die Privaten und Tagesblätter seinen Wünschen nachkommen. Das gesamte Einlaufsmaterial möge von einem oder von einer Kommission geprüft, geordnet, erläutert und in eine übersichtliche Darstellung gebracht werden, der mit Recht der Titel: 'Archäologische Fundchronik des österreichischen Kaiserstaates' gebührte. Für die Bearbeitung des Riesenstoffes entwarf er folgenden Plan: 1. Aus den Bearbeitungen und Sammlungen der Väter Apian, Laz, Gruter, Muratori, Donati u. a. bis auf Schönwiesner, Katanczich, Orelli und Steiner soll das den einzelnen Ländern Gehörige herausgesucht und zusammengestellt werden. 2. Ebenso sollen alle selbständigen Werke und Nachweisungen, die als Ergebnisse neuerer Zeit die erwähnten Sammlungen fortsetzen, ergänzen, aufhellen und berichten, gesammelt und redigiert werden. 3. Alles, was von Monat zu Monat, von Semester zu Semester sich in diesen Sachen bemerkbar mache, soll einen Sammelpunkt haben. Die Münzen mit gemeinsamen Angaben und Abbildungen sollen geographisch-chronologisch geordnet werden. Hierbei hebt er die großen Verdienste des Direktors des Münzen- und Antiken-Kabinetts Arneth und seines Freundes und Kollegen Bergmann, der auch „drei glückliche Jahre als Professor am Gymnasium in Cilli zugebracht hatte", gebührend hervor. Großen Wert legte ferner Seidl darauf, daß dem Publikum Interesse an antiken Denkmälern beigebracht werde, auch den Bauern und Taglöhnern, die bei ihren Arbeiten öfters auf solche Gegenstände stoßen und die ein gewisses natürliches Interesse an solchen Dingen haben. Zu diesem Ende sollen Aufklärungsschriften im volkstümlichen Tone verbreitet werden. Die Schüler der Volks- und Mittelschulen seien aufmerksam zu machen und für die Sache zu gewinnen; „eine Grundlage dafür ist ja die jugendliche Phantasie und Wißbegier. Die Folgewirkung wird aber die Liebe zum Vaterlande aus der gründlichen Kenntnis der Vergangenheit desselben sein" [1]).

Seidls Anregungen, Bestrebungen und Arbeiten wurden je länger desto mehr anerkannt und vom richtigen Standpunkte aus beurteilt. Im Jahre 1851 äußerte sich M. Raoul Rochette, Sekretär der Pariser Akademie, dahin, daß die Idee, die Fundorte der Denkmäler genau zu kennen und diese in eine Chronik zu sammeln und zu veröffentlichen, für die Kenntnis der Antike und für die Kritik sehr förderlich sei und er sah in Seidls Vorgang ein sehr gutes Beispiel. Archäologen und Kapazitäten forderten ihn auf, seine Beiträge fortzusetzen; Gelehrte vom Fache zitierten ihn und benützten seine Arbeiten als Repertorium, so Muchar, Knabl, de Wal, Hefner, Gaisberger, Arneth, Zell u. a. Er genoß die große Freude, von Mommsen im *corpus inscriptionum latinarum* betreffs Norikums nicht bloß zitiert und benützt worden zu sein, sondern

---

[1]) Sitzungsber. VIII, 3, S. 216 ff.

in diesem Werke seine Wünsche teilweise verwirklicht zu sehen. Das war der „König der Wissenschaften“, für den er unermüdlich „Kärnerdienste verrichtete, für den er nach Maßgabe seiner Kräfte auch einiges Material zu dem Baue herbeischaffte, bei dem noch mancher zu tun haben wird“ [1]). Denn „nur aus einzelnen Steinen besteht der größte Bau, daher ist auch der einzelne Stein nicht unwichtig und jeder mögliche Zuwachs eine Gewissenssache für denjenigen, der ihn zu liefern vermag und das zu tun verabsäumt“ [2]). „Es zeugt“, sagt Wilhelm Hartel, „für den richtigen wissenschaftlichen Blick Seidls, eine so bedeutende und zeitgemäße Aufgabe sich gestellt zu haben; es zeugt für seine wissenschaftliche Ehrlichkeit, als er sich bei der Lösung derselben von keiner Seite unterstützt sah, sie nicht aufzugeben und was an ihm lag, geleistet zu haben“ [3]). Daß er nicht selbst ein König der Wissenschaften war, wer wollte ihm dies zum Vorwurfe machen? Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man Seidl auch ein Verdienst an der Gründung der k. k. Zentral-Kommission für Kunst und historische Denkmale zuschreibt, der er lautes Interesse, volle Sympathie entgegenbrachte [4]); sie redigiert ja das *corpus inscriptionum Imperii Austriaci.* Wegen der archäologischen Arbeiten wurde Seidl bereits im Jahre 1848 von der Kais. Akademie zum korrespondierenden und drei Jahre später zum wirklichen Mitgliede ernannt.

Was das Einzelne anlangt, so bezieht sich ein Großteil der von Seidl veröffentlichten Denkmäler auf Innerösterreich, Steiermark, Cilli. Welches Interesse er zunächst an diesen hatte, sagt ein Aufsatz in der 'Augsburger Zeitung' [5]) vom Jahre 1845, worin er bedauert, daß sich in Innerösterreich seit dem Laibacher Kongresse nichts ereignet habe, was in der Welt Aufsehen erregen würde. Als ein besonderes Ereignis begrüßte er daher das Erscheinen des ersten Bandes von Muchars 'Geschichte des Herzogtums Steiermark', welches Werk „sorgfältiger Sammelfleiß, unverdrossenes Quellenstudium, lebhafte Liebe zum Vaterlande und genaue Kenntnis seiner Denkmäler durch Autopsie auszeichnen“. Als besonders fördersam für die geistige Entwicklung dieser Länder erschien ihm die Gründung des historischen Vereines für Innerösterreich durch den Erzherzog Johann; aus demselben ging bald der historische Verein für Steiermark hervor, in dessen 'Mitteilungen' Richard Knabl die 'Epigraphischen Exkurse' Seidls fortsetzte.

Die rege historische Tätigkeit Kärntens hob er hervor durch den Hinweis auf die Zeitschriften 'Carniola' und 'Kärntnische Zeitschrift', auf Wagners 'Beiträge zur Geschichte und Topographie

---

[1]) Archiv IX, S. 86.
[2]) Sitzungsber. XIII, S. 235.
[3]) a. a. O. S. 561.
[4]) Archiv IX, S. 100.
[5]) Nr. 123.

Kärntens' und des Freiherrn v. Ankershofen 'Geschichte Kärntens'. Krain wünschte er einen zweiten Valvassor und Linhart[1]).

Die grüne Mark lag Seidl sehr am Herzen, er nannte sie seine zweite Heimat und vor allem Cilli. In den '*Monumenta Celeiana*' „wollte er einen Teil des unauslöschlichen Dankes für einen langjährigen beglückten Aufenthalt alldort abtragen"[2]).

„Für die Altertümer Cillis", sagt Arneth, „hat Johann Gabriel Seidl in seinen Aufsätzen, welche er unter dem Namen 'Epigraphische Exkurse' mit viel Geschmack und großer Gelehrsamkeit veröffentlichte, ungemein Ersprießliches geleistet." Er bedauerte, daß der feinsinnige und emsige Epigraphist durch anderweitige Geschäfte und durch Gesundheitsrücksichten abgehalten wurde, die weitere Bearbeitung dieses Materials vorzunehmen[3]).

Was die archäologische Methode betrifft, die damals noch kein Gemeingut der Forschung war, so muß insbesondere die Genauigkeit und Sicherheit, philologisch gebildet und erstarkt, hervorgehoben werden. Seidl bringt zuerst die Legenden mit Textkritik, Varianten, dann philologisch-antiquarische Erklärungen, endlich die geschichtliche Bedeutung der Inschrift; er versäumt nicht, andere Lesarten und Ansichten anzuführen und zu kritisieren, auf die Literatur einzugehen.

Die Gediegenheit der Arbeit ergibt der Umstand, daß Mommsen im Teile Norikum des *corpus inscriptionum* Seidl nur in einer Legende (Nr. 5290) korrigierte, dafür bei der Restituierung von Nr. 5205 besonders hervorhob. Sehr wichtig für die Geschichte des Ortes ist die genaue Angabe und Beschreibung des Fundortes, bezw. die Geschichte des Steines. Bei solchen Inschriften, die er selbst nicht sah, vergleicht er die Legenden seiner Quellen und wählt dann. Wenn er nicht immer das Richtige trifft, wer wollte es ihm verargen?

In 'Chronik archäologischer Funde' und in den 'Beiträgen' sammelte Seidl nicht nur Inschriften, sondern auch Baudenkmäler, Waffen, Schmucksachen und Gerätschaften, Münzen u. a. Am reichsten ist auch hier Steiermark vertreten. Öfters sind dem Texte Abbildungen beigegeben. Die Beiträge wurden von Dr. Friedrich Kenner im Sinne Seidls im 'Archiv' fortgesetzt.

Von den gelehrten Abhandlungen archäologischen Inhaltes verdient vor allem hervorgehoben zu werden: 'Beiträge zu einem Namensverzeichnisse der römischen Prokuratoren im Norikum' (1851,[4]) Seidl behandelte darin die Prokuratur und ihre Vertreter in Celeia nach den aufgefundenen Inschriften und auf Grund der vorhandenen

[1]) Versuch einer Geschichte Krains und der übrigen Slaven Österreichs 1796.

[2]) Steiermärk. Ztschr. VIII, 2, S. 5.

[3]) Sitzungsber. XXXII, S. 571 f.

[4]) Sitzungsber. XIII, S. 62—89.

Literatur im Zusammenhange. Die Bedeutung Celeias wird recht klar gemacht. Abgesehen von einzelnen schiefen Anschauungen über die Zeit der Errichtung der Prokuratur und ihrer Entwicklung, über die Zeit der Prokuratoren selbst, über die Errichtung der legio II. Italica ist die Arbeit für die Prokuratur im II. Jahrhunderte n. Chr. in Norikum grundlegend und Richard Knabl, einer der bedeutendsten Kenner des Römertums in Steiermark, begrüßte sie als einen sehr willkommenen Beitrag zur älteren Geschichte seines Heimatlandes. Er konnte nicht umhin, seine Bewunderung auszudrücken über den Scharfsinn, womit der Verfasser die jüngst entdeckten Altarsteine in Cilli für die Zeitgeschichte der Antonier zu benützen verstand. „Möge sein Genius", schließt er, „bald wieder toten Steinen Leben und durch sie neue Aufschlüsse geben!"[1])

Nicht minder gründlich und von bleibendem Werte war die Arbeit: 'Über den Dolichenus-Kult'[2]). Das Heidentum hatte sich in Rom überlebt; Indifferentismus, Spottsucht traten an die Stelle der religio und Un- und Aberglaube begünstigten die Einbürgerung fremder, abenteuerlicher, überschwenglicher Formen des Götzendienstes. Solche bot der Osten mit seiner mystischen Symbolik. So fanden der Mithras- und der ihm verwandte Dienst des Juppiter Dolichenus Eingang.

Der Gott mit dem Kopfe des olympischen Zeus, darauf die phrygische Mütze, steht mit einem Mantel um die Schulter oder in römischer Rüstung, in der Rechten eine Doppelaxt, in der Linken ein Bündel Blitze haltend, auf dem Rücken eines üppigen Stieres, der zwischen den Hörnern den Juppitervogel mit ausgebreiteten Flügeln trägt und dessen Vorderfuß auf einen Widderkopf tritt, während der Schweif nach rückwärts gebogen ist. Seidl entschied sich nach eingehenden ethymologischen und geographischen Untersuchungen für Dolichene (Doliche) in der kleinasiatischen Landschaft Komagene als Heimat des Kultes, allwo mehrere Straßen zum oberen Euphrat kreuzten, also auch orientalische Einflüsse zusammentrafen, vor allem der syrische Baal- und Molochdienst mit dem Juppiterkulte, u. zw. zur Zeit der Seleuziden. Er sah in Juppiter auf dem Stier den Sieg des Römertums über den Orient. Nahe liegt auch die andere Erklärung, daß man so nach babylonischer Art überhaupt die Macht und Stärke des Gottes ausdrücken wollte. Durch die Chetiter wurde der Kult in Syrien verbreitet, durch Soldaten und Sklaven kam er nach Rom und in die Provinzen, wo er sich von der Mitte des II. Jahrhunderts n. Chr. bis zu Ende des dritten nachweisen läßt. Vom neuen Gotte, der mit solchem Pompe auftrat, erwartete man in der trostlosen Zeit des Verfalles Hilfe und Rettung wie von dem verwandten Mithras.

---

[1]) Mitteil. d. histor. Ver. f. Steierm. V, S. 203 ff.
[2]) Sitzungsber. XII 4—90 mit 6 Tafeln.

Von einem zu Szlankamen aufgefundenen, dem Kabinette eingelieferten Denkmale des Juppiter Dolichenus ausgehend, teilte Seidl alle ihm bekannten Inschriften dieses Kultes in Norikum, Pannonien, Rhätien, Gallien und Britanien in der Weise, wie er's in den 'Epigraphischen Exkursen' und 'Beiträgen' machte, mit und fügte auch gelungene Abbildungen bei. Die Identifizierung des Gottes mit dem slawischen Perun weist er, als „aus einseitiger Vorliebe für das Heimische entsprungen", ab.

Diese beiden „tüchtigen Untersuchungen" bezeugen schon, daß unser Autor es verstand, „die monumentalen Urkunden zu historischen Zwecken auszubeuten"[1], daß er ein Historiker war.

Bei einem Ausfluge von Tüffer nach Römerbad (Töplitz) im J. 1834 fand Seidl auf einem Plateau oberhalb des Ortes St. Margareten zwei Römersteine, von denen der eine einem decurio Cl. Celeiae, der andere nach des Autors scharfsinniger Erklärung einem Verwalter (vilicus) vielleicht desselben decurio, der an Ort und Stelle einen Besitz hatte, gewidmet war. Hiebei hatte er Gelegenheit zu bemerken, „daß der gemeine Mann nicht so ganz gleichgiltig ist gegen solche Reste einer längst entschwundenen Vergangenheit". Der Bauer sorgte nämlich dafür, daß die Steine an der Kirchenmauer zu St. Christof eingemauert wurden[2].

Als Kustos des k. k. Münzen- und Antiken-Kabinetts befaßte sich Seidl eingehend mit Numismatik in Theorie und Praxis, hiebei wurde er vom Direktor Arneth auf das freundlichste gefördert. Wie er in der Epigraphik auf ein *corpus inscriptionum Austriacarum* hinarbeitete, so bemühte er sich hier um die Katalogisierung und Beschreibung der Schätze des Museums. Er wies auf das „Cabinet des medailles antiques et pierres gravées" in Paris hin und hob hervor, daß die Münzen und Medaillen des Wiener Kabinettes in der antiken Abteilung die reichsten der Welt seien, daß es in der Sammlung von Bronzen und Vasen, was Merkwürdigkeit, Seltenheit und gute Erhaltung der Exemplare betreffe, den ausgezeichnetsten würdig zur Seite stehe, und daß die Abteilung der Gold- und Silberdenkmale wie auch anderer Pretiosen, ungemein reichhaltig sei[3].

Es erschien zunächst ein Wegweiser für die Münzensammlung von Arneth, an dem Seidl eifrigst mitgearbeitet hatte, und im J. 1843 desselben '*Synopsis nummorum graecorum et romanorum*', das Seidl als grundlegendes Werk für die alte Numismatik hinstellte[4]. Im Anschlusse daran besprach er Arneths Ausgabe von 12 römischen Militärdiplomen, welche Arbeit dem Könige Christian VIII. von Dänemark, dem besonderen Gönner solcher Studien, gewidmet war.

---

[1]) Nekrolog a. a. O. S. 561 f.
[2]) Steierm. Zeitschr. I., 2. Heft, S. 62 ff.
[3]) Allg. Zeitung 1846, Nr. VII. Beil. S. 58 f.
[4]) Jahrb. d. Lit. u. Kunst C, S. 121 ff.

Die bedeutendste Arbeit unseres Gelehrten auf numismatischem Gebiete war die Abhandlung über 'Das altitalische Schwergeld'[1]) (1854). Er ordnete, bestimmte, wog und beschrieb die im Kabinette vorhandenen 250 Stück (173 griechische, 77 römische) und kam mit Mommsen[2]) zu dem Ergebnisse, daß das erste italische Schwergeld, aes grave, von Rom ausging; dann begannen die lateinischen Städte und Kolonien zu münzen.

In Etrurien ging der Periode der schweren Asse eine Periode der Silberprägung voraus und neben dem Schwergelde hielten sich hier noch Kupferbarren. Seit 269 v. Chr. wurde Silber ausschließlich kurant und seit 89 v. Chr. hörte das Münzrecht sämtlicher Prägestätten außer der römischen auf. Im transapenninischen Italien wurde das italienische Unzialsystem dem griechischen Drachmensystem akkomodiert, und zwar auf Grund des Duodezimalsystems.

Seidl teilte das Schwergeld nach den altitalischen Landschaften ein. Besonders genau bestimmte er das Gewicht und darnach den Wert. Die einschlägige Literatur kam in Betracht.

Der Vollständigkeit halber sei auch die Besprechung der 'Likkarer Münzfunde' im J. 1845[3]) und der Aufsatz 'Zur Numismatik und Archäologie' im folgenden Jahre angeführt[4]); beide zeigen Seidls lebhaftes Interesse für diese historische Hilfswissenschaft.

Wie in der Epigraphik, so arbeitete er auch in der Numismatik Mommsen in die Hand. Und Otto Jahn würdigte seinen Standpunkt; „er sieht darin, daß dieser durch vorurteilsfreie, zuverlässige Feststellung des objektiven Tatbestandes für die endliche Lösung schwieriger Fragen die Grundlage zu sichern suchte, ein wissenschaftliches Verdienst, das auf dankbare Anerkennung gerechteren Anspruch hat als auf vorschnelles Absprechen.“ [5])

Poet und Historiker vereinigten sich zu einer gemeinsamen Arbeit: 'Über Titus Calpurnius Delos'[6]), einen Versuch, wie Seidl selbst sagt, einen Gegenstand der klassischen Philologie mit Hilfe der Numismatik auf eine feste Basis zu stellen, und umgekehrt, Objekte der Numismatik durch ein Produkt altrömischer Poesie zu beleben“ und so „die objektive Wahrheit der Poesie durch die Wissenschaft darzutun und die Bedeutsamkeit dieser im Reflexe der Poesie zu zeigen.“ [7])

Er übersetzte die elf Eklogen des Bukolikers Titus Calpurnius Siculus, eines Nachahmers Vergils und Theokrits aus dem letzten Viertel des III. Jahrhunderts n. Chr. metrisch und fügte numis-

---

[1]) Sitzungsber. XI, S. 403—439 u. 810—870.
[2]) Über das röm. Münzwesen 1850.
[3]) Wiener Bazar, Beiblatt zum „Humorist“, Nr. 13, S. 148 f.
[4]) Augsb. Allg. Zeitung, Beis. Nr. 7.
[5]) Nekrolog a. a. O., S. 561.
[6]) Denkschriften der k. Akad., phil.-histor. Kl. I, S. 207 ff
[7]) Sitzungsber. III, S. 3 ff.

Cillier Geschlechtes, das unseren Dichter und Geschichtsschreiber gleichmäßig fesselte, das auf weitausschauender Höhe des Glückes jählings stürzte.

Seidl entwarf zunächst ein lebhaftes Bild von der Entwicklung des Geschlechtes bis auf Hermann II. und dann behandelte er dessen gleichnamigen Sohn, der später legitimiert wurde. Weil er kränklich, jedoch von ausgezeichneten Anlagen war, wurde er für den geistlichen Stand bestimmt. Noch vor dem 30. Lebensjahre wurde er auf Verwendung seines Vaters bei Kaiser Sigismund vom Papste Johann XXIII. zum Bischofe von Freisingen erhoben und Martin V. begünstigte das Stift um des Bischofs willen besonders. Bischof Hermann machte eine Romfahrt, zu der ihm der Vater „10.000 guldein Dukaten" lieh und wohnte der Synode, die Erzbischof Eberhard III. von Salzburg im J. 1418 berief, bei, auf der unter anderem auch über Wikleffs Lehren verhandelt wurde.

Nachdem Hermann das Bistum Freisingen neun Jahre verwaltet hatte, wurde er am 29. März 1421 nach Trient versetzt. Allein er trat diese Stelle nicht mehr an, weil er zufolge einer Operation am 13. September 1421 zu Cilli starb. Mit kritischer Schärfe weist Seidl einen Irrtum der Steininschrift betreffs des Datums des Begräbnisses nach. Die Anführung der Suffraganen Salzburgs jener Zeit wie auch der Nachfolger des Bischofs Hermann in Freisingen und Trient ist interessant. Am Schlusse dieser historischen Skizze sagt der Verfasser: „Leute, welche gegen derlei Denkmäler gleichgiltig sind, mögen aus diesen wenigen Zeilen lernen, wie unrecht sie tun, indem sich oft an das unbedeutendste Monument die wichtigsten historischen Erinnerungen knüpfen."

Ein anderer Grabstein fiel Seidl in dieser Kirche auf, nämlich der des Ritters Andrä von Tschernembl, Hohenwart, Auersperg und Ungnad, dessen Lebensgeschichte nun auch zum erstenmal in den Hauptzügen entrollt wird[1]). Er starb am 19. November 1504 als Hauptmann auf Ober-Cilli.

Daran schloß Seidl ein Verzeichnis von Steiermärkern, die in den Akten der Wiener Universität von 1365—1725 angeführt werden. Es sind ihrer 18, die als Philosophen, Mathematiker, Mediziner, Theologen Hervorragendes leisteten und die akademischen Ämter und Würden wiederholt bekleideten, auch in entscheidenden Augenblicken der Universität eine Rolle spielten.

Besonderes Interesse erregt der Lebensabriß eines berühmten Cilliers, des Thomas Prekokar (Perlower, Ferlower), schlechtweg „Thomas von Cilli" genannt[2]). Er war um die Mitte des XV. Jahrhunderts „in der Stadt Cilli, in Ungarn gelegen, von ehelichen

---

[1]) Steierm. Zeitschr. VIII 2, S. 106 ff.

[2]) Jahrbuch f. Lit. u. Kunst LXVIII Anzeigebl. S. 17 ff. u. Steierm. Zeitschr. VIII 2.

Eltern geboren"[1]), war Doktor der beiden Rechte, „in den Künsten wohlerfahren und ein solcher Wohlredner, daß ihm kaum einer verglichen werden möchte". Er war Lehrer des Erzherzogs Maximilian und Seidl meint, daß er diesen im „Windischen" unterrichtete, das der Kaiser Maximilian I. neben Böhmisch und Ungarisch verstand. Kaiser Friedrich III. schickte Perlower, der sein Orator und geheimer Rat war, als Vertrauensmann in Sachen der Kanonisierung des Markgrafen Leopold III. zum Papste Paul III. nach Rom. Nachdem Thomas Dompropst bei St. Stefan und in Konstanz gewesen, wurde er allhier durch die Gunst des Kaisers im J. 1491 Bischof und „hat das Bisthumb mit fürsichtigkeit und nützlich regieret"[2]), starb jedoch schon 1496.

Als Bischof änderte er seinen Namen in Perlower, Ferlower; Seidl hält es für eine Verdeutschung des Slowenischen[3]) und meint, daß er als Bischof von Konstanz seine slawischen Herkunft wegen der noch in frischer Erinnerung stehenden Angelegenheit des Johann Hus verleugnen zu müssen glaubte, was dem sonst achtenswerten Charakter übel anstünde; eher dürfte diese Änderung dem Schreiber der Chronik zur Last gelegt werden, der dem örtlichen Sprachgebrauche folgte.

Ein anderer hervorragender Steiermärker in diesem Verzeichnisse ist Christoph Kolber (Kölber, Chilber) aus Graz, der erste „Rector magnificus" der Universität Wien. Unter seinem zweiten Rektorate bestätigte Kaiser Maximilian I. im J. 1503 zu Augsburg die Rechte und Privilegien der Universität. Er begrüßte, zum viertenmal Rektor, die Notabilitäten, die 1515 anläßlich der Verlobung des Erzherzogs Ferdinand mit Anna von Ungarn nach Wien kamen. Später war er Mitglied der Inquisitions-Kommission gegen die Ausbreitung der Lehren Luthers.

In derselben Zeit tat sich der Rektor Sebastian Frankh aus Frohnleiten hervor, der den sog. „lateinischen Krieg", arge Krawalle zwischen Studenten einer-, Handwerkern und Weißgärbern anderseits, zugunsten der ersteren ausfocht.

In der steiermärkischen Geschichte wird noch ein anderer Name dieses Verzeichnisses an maßgebender Stelle genannt, nämlich Peter Muchitsch, der im letzten Dezennium der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Cilli geboren, Doktor der Theologie und Philosophie, öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache an der Universität war, endlich als Stadtpfarrer in Graz und Erzpriester im Viertel Vorau dem Bischofe Brenner, „dem Ketzerhammer", eifrigst zur Seite stand[4]).

---

[1]) Merk, Chronik v. Konstanz.
[2]) a. a. O.
[3]) Prekokar = Der Fernlaurer.
[4]) Steierm. Zeitschr. VIII 1., S. 110 ff.

Ebenda[1]) setzte Seidl einem anderen Cillier, dem Med. Dr. Jakob Neuner, ein Denkmal. Als Professor an der k. k. Josefs-Akademie wurde er im J. 1838 vom Sultan Mahmud II. nach Konstantinopel berufen, allhier eine Quarantaine-Anstalt zur Hintanhaltung der orientalischen Pest zu errichten. Er wurde auch Leibarzt des Sultans. Nach zweijährigem Aufenthalte kehrte er wieder auf seinen Posten nach Wien zurück. Interessant ist das Bild, das Seidl nach Neuners Briefen von der Reise und dem Aufenthalt in Konstantinopel entwirft.

Die innige Liebe zur Heimat bewog Seidl auch, und zwar in der sehr kritischen Zeit des Jahres 1848, zur Herausgabe der Reiseeindrücke des französischen Arztes Charles Patin nach dessen Werke: 'Quatre relations historiques' in dem Aufsatze: 'Ein Tourist des XVII. Jahrhunderts'[2]).

Patin war Professor der Anatomie in Paris, verließ aber im J. 1668 Frankreich wegen Verbreitung anzüglicher Schriften gegen Ludwig XIV. und Colbert und machte eine Reise durch Europa. Seidl hebt besonders die zutreffende Charakteristik der Deutschen überhaupt und dann der Österreicher hervor. Ersteren spricht Patin Billigkeitssinn, Offenheit, Redlichkeit und Ehrgefühl zu. „Ihre Politik ist nicht die kunstreichste, allein sie ist ehrlich und konsequent; ihre Richter sind Menschen, nicht Halbgötter wie die unsrigen.“ An den Österreichern hebt er den religiösen Eifer hervor. „Die Religion ist das Band, das hier die Völker an ihren Fürsten am stärksten knüpft.“ Groß ist sein Enthusiasmus für die Habsburger. Wien, das ihm wegen seiner Sammlungen, Bauten und Anlagen, wegen seines Lebens und Treibens sehr gefiel, nennt er „eine Stadt des Vergnügens“. Schließlich ruft Patin aus: „Wenn ich kein Franzose wäre, möchte ich ein Deutscher sein, und wenn ich nicht in Paris leben könnte, wollte ich in Wien leben!“

Seidls Liebe zur Heimat und ihren Bewohnern spricht auch aus den zahlreichen topographischen Arbeiten.

Als Freund der Natur machte er stets gerne Ausflüge und Reisen, dabei alles und jedes mit Verständnis und feinem Gefühl beobachtend, was merkwürdig und anregend war.

Der Einfluß der natürlichen Verhältnisse auf die Entwicklung eines Volkes wurde von ihm stets gewürdigt; in diesem Sinne betonte er: „Ohne Geographie kann die Geschichte eines Landes nicht bestehen“[3]). Diesen innigen Zusammenhang zeigen seine historischen Landschaftsbilder, „die er mit den lebendigen Farben eines poetischen Apparates, stets mit pietätvoller Hingabe entwarf, um für jene Erscheinungen allgemeines Interesse zu gewinnen, die er schätzen und lieben gelernt“[4]).

[1]) S. 26 ff.
[2]) Austria, Universal-Kalender für 1848, S. 107—131.
[3]) 'Ausland' 1846, S. 87.
[4]) Nekrolog a. a. O., S. 559.

Wie er von Wien aus 'Wiens Umgebungen' kennen lernte und malte, so von Cilli aus Nahes und Fernes. Vor allem zogen ihn die im Westen mächtig aufragenden, vielzackigen Sanntaler Alpen an, die er im Juli 1832 und August 1834 besuchte. Der Aufsatz 'Die untersteirische Schweiz'[1]), in dem er Geographisches, Naturgeschichtliches, Geschichtliches und Sagenhaftes aus alter und neuer Zeit mit den Sitten und der Lebensweise der Bewohner zu einem schönen Ganzen vereinigt, gewährt Freude und Nutzen und ist mustergiltig. Ein prächtiges Idyll ist die Schilderung der alten Gastwirtschaft in Leutsch. Neugierselig folgt man den sagenhaften Erzählungen von der Gründung der Annenkapelle in Sulzbach, dem äußersten Pfarrdorfe, und der Rettung des Schatzes des Grafen Friedrich II. von Cilli in der Fehde mit Kaiser Friedrich III. im J. 1442 hieher. Mit romantischem Schauer erfüllen die Beschreibungen und Erzählungen von den karstartigen Höhlen in den Sulzbacher Alpen, den sog. Rekrutenlöchern, die der militärpflichtigen Jugend seinerzeit als Versteck dienten. Reizend ist das Bild von dem Alpendorfe Sulzbach, der Raducha[2]), „die geisterweiß im faltigen Silbertalare dasteht wie ein Riesenpriester, der im Schweigen der Einsamkeit dem Herrn der Welt ein stilles Opfer bringt" (S. 53). Touristisch interessant ist die Besteigung der Oistritza[3]) vom zweiten Sannursprunge aus und der Abstieg nach Leutsch, eine Partie, die damals noch nicht oft von Bergsteigern gemacht worden ist. Den Schluß bildet die Flora der Sanntaler.

Den Ausflug von Cilli durch das enge, üppiggrüne Sanntal nach Tüffer, Römerbad und Steinbrück schilderte Seidl zweimal[4]). Aufgefundene Römersteine gaben ihm zuerst Zeugnis, daß daselbst bereits in alter Zeit Ansiedlungen und Verkehr waren. Im Schlosse Tüffer, das im XVII. Jahrhunderte den Ahnen des Geschichtsschreibers Valvassor gehörte, verbrachte er in der Familie des Pächters Ignaz Uhl frohe Stunden. Dem Bade sagte er bessere Tage vorher. Im Bade Römerbad (Töplitz) sowohl als auch in der Umgebung fand er Römersteine mit Inschriften zu Ehren der Nymphen des Ortes, und zwar von einem decurio Celeiensis. Der schwierige Straßenbau nach Steinbrück, schon 1778 geplant, wurde erst 1816 fertig und die Brücke über die Save, zuerst unter Herzog Leopold VI. erbaut, unter Kaiser Friedrich III. abgebrochen, „um die unruhigen Grafen von Cilli von ihren Burgen und Lehensleuten in Krain abzuschneiden", wurde 1826 durch Vermittlung des Erzherzogs Johann wieder hergestellt und so Steiermark mit Krain und Kroatien vorteilhaft verbunden.

---

[1]) Steierm. Zeitschr. III, S. 36—66.
[2]) 2065 *m.*
[3]) 2350 *m.*
[4]) Steierm. Zeitschr. I 2, S. 62 ff. u. III 2, S. 51 ff.

An der Kartäuserruine Seitz, die durch Efeuranken, von den Tränen der Mönche betaut, des Lebens kargen Rest fristet [1]), vorbei führt uns Seidl (1835) über das altertümliche, sagenumwobene Kirchlein St. Heinrich auf dem Bachern nach Maria-Rast am Nordabhange des Gebirges, im Drautale. Diesem Orte widmete Seidl eine eigene Monographie [2]).

In der betrachtenden Einleitung kommt hier wie öfters der Poet dem Historiker und Topographen zu Hilfe. Seidl geht von Goethes Wort: „Die Stelle, die ein edler Mensch betrat — Ist eingeweiht für alle Zeiten", aus. Ihm ist die Stube heilig, die er vor seiner Übersiedlung nach Cilli im Gäßchen, dem Stefansdome gegenüber, bewohnte, weil da früher der unsterbliche Beethoven gewohnt, „nachsinnend jenen Schöpfungen, welche" — wie Grillparzer in Beethovens Leichenrede sagt — „dort enden, wo die Kunst endet". Ihm ist vor dem Stefansdom jenes Plätzchen heilig, wo er vor elf Jahren in einer hellen Novembernacht „ein kleines, schmächtiges hinkendes Männchen in Betrachtungen lehnen und ernst und sinnig emporschauen fand; es war der wackere Tondichter der Körnerschen Kriegslieder, des ʻFreischützʼ". Solch heiliger Ort erscheint ihm auch Maria-Rast. Der Historiker bringt nun Auszüge aus einer handschriftlichen lateinischen Chronik des Ortes aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, betreffend die Gründung des Gotteshauses durch Edmund Weißegger und dessen fromme Gemahlin Irmgarde im J. 900 zu Ehren der auf ihrer Reise von Nazareth nach Bethlehem rastenden Gottesmutter; danach folgen die Türkeneinfälle und die Raster Festspiele, die unter dem energischen Pfarrer Lukas Jamnigg am 14. September (Fest Mariä-Namen, der sog. „Raster Sonntag") im J. 1650 von einheimischen Spielern nachmittags auf dem Kirchhofe zum erstenmal aufgeführt und dann alljährlich an diesem Sonntage oder am Vorabende bis 1722 gegeben wurden. Wie in allen Jesuitenkomödien so war auch hier der Stoff der Stücke größtenteils den Legenden entnommen, z. B. ʻ*Maria sollicita pupillorum tutrix*ʼ, ʻ*de Disma latrone poenitente*ʼ machte 1699 solchen Eindruck, daß beinahe kein Auge trocken blieb, ʻ*de Joviano Imperatore mire correcto*ʼ mit Prolog, Zwischenspiel und Epilog vom Pater Siegfried aus St. Paul. Die Sprache der Stücke war die lateinische, obgleich das überaus zahlreiche Publikum nur der deutschen oder slowenischen Sprache mächtig war. Die Bedeutung Maria-Rasts lag darin, daß es zwei Jahrhunderte durch seine „Präparanda" die Schule für die hervorragendsten Söhne des Landes war. Im Jahre 1795 zählte diese 135 Zöglinge. Durch die Gründung des Marburger Gymnasiums im J. 1757 nahm die Anstalt rasch ab. Schließlich kommt Seidl auf die prähistorischen Funde und fügt einige Verse bei.

---

[1]) Steierm. Zeitschr. II 1, S. 1 f.
[2]) a. a. O. S. 23—46.

Im Jahre 1838 machte Seidl einen mehrtägigen Ausflug ostwärts von Cilli, nach St. Marein bei Erlachstein. Eindrücke und Erlebnisse schildert er in dem Aufsatze: 'Das St. Mareiner Tal' [1]. Im Vogleinatale, das ihm als eine Fortsetzung des Sanntales erscheint, berichtet er bei dem Dorfe Tüchern über die von den Grafen von Cilli gefreiten Bauern, „die Edlinge". An den spärlichen Resten der Anderburg (andere Burg), die von dem Feldhauptmanne der Cillier, dem Husiten Jan Witowetz, zerstört worden ist, an der den Cilliern gehörigen Ruine Reicheneck bei St. Georgen vorbei führt er uns in den alten Süßenheimer Bezirk. „Mir war", sagt er, „diese Strecke immer die widerlichste der ganzen Straße". Umso heiterer stimmt ihn die Wasserscheide zwischen Sann und Solta, „wo sich die Gegend auftut". Er entwirft ein herrliches Panorama voll dichterischen Schmuckes. Der Anblick des Schlosses Erlachstein legt ihm ethymologische und historische Bemerkungen nahe. Beim Dorfe St. Marein (jetzt Marktflecken) macht er eine Wallfahrt auf den Kalvarienberg zur Pestkapelle des hl. Rochus mit. Bezeichnend für den Wanderer ist der Schluß: „Das Bewußtsein, daß solche isolierte Punkte so selten von anderen Menschen besucht werden als von Umwohnenden, die nur dem Triebe ihrer Andacht folgen, ohne sich um irgend eine historische Merkwürdigkeit zu kümmern, gerade das macht sie mir merkwürdig und ich verabsäume es fast nie, alle Plätzchen dieser Art, welche mir eben im Wege liegen, in Augenschein zu nehmen. Einen Gewinn habe ich immer davon: das Bewußtsein, es um leichten Preis versucht zu haben, ob ich nicht etwas Nennenswertes auffände, und die Eindrücke, welche mir die ländliche Umgebung in reichlicher Fülle darbot".

In den „Topographischen Streifzügen" [2] war Seidl darauf aus, Irrtümer, die sich durch bloßes Nachschreiben der Vorlagen und Quellen in verschiedenen Werken, die über Steiermark handeln, eingeschlichen haben, auszumerzen. Er wünschte, daß jede Provinz wenigstens in einem seiner literarischen Blätter eine eigene Rubrik zur fortlaufenden Berichtigung solcher Irrtümer besäße, wie die „Steiermärkische Zeitschrift". Das wäre eine reiche Fundgrube für die Topographen, Statistiker, Reisebeschreiber und Historiker. Es spricht für seine humane Gesinnung, wenn er „Spott, Persiflage, Ironie und maliziöses Vergnügen, aus einem in vieler Hinsicht brauchbaren Buche ein Paar Fehlgriffe auf eine ergötzliche Weise herauszustechen", als durchaus verwerflich hinstellt.

Solcher Art sind auch die übrigen topographischen Skizzen Seidls: 'Aus dem Bregenzer Wald' [3], 'Zur Kunde von Inner-österreich" [4] und „Zur Kunde Dalmatiens' [5].

---

[1] Steierm. Zeitschr. V 1, S. 79—99.
[2] Steierm. Zeitschr. I 2, S. 135—144 und VI 1, S. 154 ff.
[3] Augsburger Zeitschr. 1843, Nr. 229, S. 1789 f.
[4] a. a. O. 1845, Nr. 123, S. 977 ff.
[5] Ausland 1846, Nr. 22 u. 23.

Die größte topographisch-historische Arbeit Seidls ist: 'Wanderungen durch Tirol und Steiermark' (1840—1847). Das Werk knüpft auch an den Cillier Aufenthalt an, allwo er an einem heiteren Juliusmorgen auf dem Josefiberge mit seinem Freunde L. Mayer aus Stuttgart zusammentraf.

Sie entwarfen sofort unter Gottes blauem Himmel den Plan zur Bilderreise: 'Wanderungen durch Steiermark'. Seidls Aufgabe war, „das, was rechts und links vom Wege liegt, mit empfänglichem Auge zu betrachten und darzustellen, alles Malerische und Romantische sorgsam anzuführen und mit Geschichtlichem zu beleben". Dabei kamen ihm seine Ausflüge und Landschaftsbilder sehr zustatten. Mayer hatte die Abbildungen zu liefern.

In die Schilderung des Unterlandes flicht Seidl zum erstenmal eine ausführliche Charakteristik der Slowenen ein: „Die Wenden sprechen das sog. Windische. Dem Ohre des Fremden tönt es als eine rohe, in den einzelnen Wörtern übel klingende Sprache, jedoch vorgetragen als eine feine, an die besseren italienischen Dialekte und Akzente erinnernde Mundart, die von jenen, die deutsch sprechen, auch auf das Deutsche übertragen wird und diesem dann eine Modulation verleiht, wie sie der Süddeutsche nur von dem Norddeutschen zu vernehmen gewohnt ist. Die Männer sind schlanker und größer als die Obersteirer, aber weicher und von minderer Ausdauer. Unter den Mädchen und jungen Weibern trifft man nicht selten geregelte, wahrhaft schöne Gesichter. Mit dem Charakter der Wenden kann sich der Deutsche nicht leicht befreunden, woran wohl die Verschiedenheit der Sprache und die Schwierigkeit, einer fremden Nationalität sich zu assimilieren oder sie in sich aufzunehmen, die meiste Schuld tragen mag. Im allgemeinen ist der Wende talentiert wie alle Slawen. An Gesprächigkeit fehlt es ihm nicht. Je weiter zu den mittleren und gemeinen Klassen, desto größer die Indolenz. Unmittelbar neben dieser Gleichgiltigkeit findet man herzlichste Höflichkeit. Gegen die Deutschen ist der Wende mißtrauisch. Er ehrt seine Vorgesetzten mehr äußerlich, weil er muß, als aus innerem Vertrauen. Überhaupt mag es schwer sein, einen Wenden zu überzeugen; ein gewisser Sinn der Verneinung scheint ihm angeboren. Unreinlichkeit, die leider häufig vorkommt, ist größtenteils eine Folge der Armut und diese oft der Besitzzerstückelung. Der Wende ist nicht arbeitsscheu, allein er tut nicht gerne mehr als er muß, am wenigsten für andere, greift vieles verkehrt an und läßt nur schwer von alten Gewohnheiten. Seine Kost ist schlecht. Beim Wein sieht er mehr auf die Quantität als auf die Qualität" [1]).

Der erste Teil umfaßt die Wanderungen im Cillier Kreise, der zweite die von Marburg bis Judenburg, der dritte führt durch Obersteier, der vierte von Leoben nach Graz und ins Rabtal, der

---

[1]) S. 20 f.

fünfte endlich ist hauptsächlich dem Mürztale und der nordöstlichen Steiermark gewidmet. Geographisches wechselt mit Naturgeschichtlichem und Volkswirtschaftlichem, Geschichtliches mit Sagenhaftem, Poetisches mit Prosaischem in immer fesselnder Weise.

Treffend und merkwürdig sind manche Einschaltungen. So hebt er in Graz besonders die Pflege der Künste und Wissenschaften hervor. „Die vaterländische Poesie hat an Karl Gottfried Ritter von Leitner ein lyrisches Talent der edelsten Art, ein echt süddeutsches Gemüt, welches frei von Selbstpersiflage, Übersäftigkeit, Zerfahrenheit und all jenen Miasmen, die aus der Politik in die Poesie hinüberschlagen, sich mit wehmütigem Wohlbehagen in die Betrachtung der Natur auflöst und unangefochten von falschen und mißverstandenen Anforderungen der Zeit, die Wahrheit der Empfindung und des Ausdruckes als höchstes Gesetz anerkennt“ [1]). Seidl begrüßt damit einen Freund und Gesinnungsgenossen aus Altösterreich. Der Gruß, den er vom Semmering aus seinem Heimatlande sendet, tönt bezeichnend in den Worten aus: „Könnt' eines Österreich mir ersetzen, so wär's das liebe Steirerland“ [2]).

Die 'Wanderungen durch Tirol' sind größtenteils Bilderreisen in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Seidl erhielt von Mayer 80 gelungene Skizzen und Zeichnungen von Landschaften und Orten Tirols, die er allmählich zu einem Ganzen vereinigte, die Lücken mit seiner Phantasie ausfüllend. „Aus dem Hinübergleiten von einer Skizze zur anderen ward ein planmäßiges Hinüberpilgern, eine geistige Reise“. Er gab der Schilderung dramatisches Leben dadurch, daß er einen Kollegen, „einen vielgereisten Professor“, und seinen Freund, „einen tüchtigen Forstmann aus Tirol“, in dessen Hause in Cilli er freundliche Aufnahme fand, an der Wanderung teilnehmen ließ. Die Dichtung hat hier einen größeren Anteil als in 'Wanderungen durch Steiermark'.

Dieses Werk hat leider nicht jene Aufmerksamkeit gefunden, die es verdiente; so manchem konnte es als Muster dienen. Das zeigt August Mandls 'Die Staatsbahn von Wien bis Triest' (1856), wozu Seidl die Einleitung schrieb. „Noch einmal bestieg ich“, sagt er, „trotz meiner Zurückgezogenheit und Öffentlichkeitsscheu den Reisewagen, um da und dort als Poet und Historiker dazwischen zu treten und dies und jenes aus dem früher gesammelten Vorrate zum ersten- oder andermal preiszugeben“. Je weiter wir vom Semmering südwärts fahren, desto lauter vernehmen wir seine Stimme.

Außer diesen Arbeiten im Dienste der historisch-geographischen Wissenschaft lieferte Seidl mannigfache Rezensionen und Anzeigen solcher Werke.

Mit lebhafter Freude begrüßte er, wie bereits angedeutet, den ersten Band von Adalbert Muchars 'Geschichte des Herzogtums

---

[1]) S. 186.
[2]) S. 255.

Steiermark'[1]). Er anerkannte das Verdienst des Verfassers, die Geschichte des Landes in der Römerzeit auf Inschriften aufzubauen, die Steine gleichsam selbst sprechen zu lassen, und wünschte nur, daß der Verfasser auch abhanden gekommene Monumente der Vorzeit, insoweit sie aus bewährten Sammlungen nachweisbar sind, nachträglich zitierte, als Beiträge zu einem *corpus inscriptionum*, das ihm fortwährend am Herzen lag. Wenn er einzelnes erläuterte, ergänzte, verbesserte, so entschuldigte er zunächst den Verfasser, der als Erster eine solche Masse bemeistern mußte, dann sich selbst, der nicht den Autor belehren, sondern ihm beweisen wollte, wie genau er dessen Werk durchgelesen hatte. Der Auffassung Muchars, daß die Urbewohner Steiermarks Kelto-Germanen gewesen, stimmte er bei und setzte hinzu, daß eine Menge Ortsnamen, welche die Slowenen für sich vindizieren, weil sie jetzt dort heimisch sind, in der Sprache der Kelten ihre einfachste und eigentlichste Erklärung finden. Doch protestierte er vergebens gegen die Bezeichnung „*regnum Noricum*" zugunsten „*provincia Noricum*"; denn tatsächlich überwiegt erstere bis auf Marc Aurel sowohl inschriftlich als auch bei Autoren und die '*procuratores Augusti*' kamen wie die '*praefecti Aegypti*' den '*reges*' (Vizekönige) gleich; später deckte sich allerdings '*regnum*' mit '*provincia*'. Nach Marc Aurel wurden die *legati* der *legio II. Italica* auch die Statthalter der Provinz Norikum wie in Rhätien und Numidien. Nach der Teilung Norikums unter Diokletian und nicht in die Zeit zwischen Hadrian und Diokletian, wie Muchar, oder in die Zeit Konstantins, wie Seidl annimmt, hatten *Noricum ripense* und *Noricum mediterraneum* eigene '*praesides*'[2]). Über die Zeit Konstantins geht Muchar nach Seidl zu rasch hinüber, erinnert doch ein Stein bei Cilli an den Kampf Konstantins II. mit Magnentius[3]) und einer zu Pettau an die Katastrophe des Caesars Gallus.

Den Wert der Geschichte als Wissenschaft und ihre Bedeutung für die Bildung des Volkes hob Seidl gelegentlich der Besprechung eines volkstümlichen Vortrages, den Dr. E. Burkhard im J. 1846 zu München über „Agrippina, des Augustus Enkelin", gehalten hat, hervor: Er spricht hiebei die Geschichtskundigen folgendermaßen an: „Ihr pflückt solange die goldenen Hesperidenäpfel der Gelehrsamkeit, ihr spürt solange dem labenden Quell des Wissens nach. Allein behaltet nicht alles für euch, gebt auch der Gegenwart davon zu kosten, doch so, wie es dem Gaumen zusagt, damit man sich daran erquicke und die Frucht eurer Bemühungen durch teilnehmenden Genuß loben könne". Mit Berufung auf Horaz': '*Nullus argento color est avaris abdito terris*', forderte er die Gelehrten auf, „ihre Werkstätte zu keinem unnahbaren Heiligtume

---

1) Österr. Bl. f. Lit. u. Kunst 1845, Nr. 34—36.
2) Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I, S. 136 f.
3) Jahrb. d. Lit. u. Kunst CV, S. 70 ff.

zu machen; sie sollen mit ihren Errungenschaften kein wucherisches Monopol treiben und es nicht für eine Profanation halten, ihre Gelehrsamkeit bisweilen Regionen, die unter ihnen liegen, zuzuführen" — Anregungen und Wünsche, die in den volkstümlichen Vorträgen der Universitäts-Professoren vollends ihre Verwirklichung gefunden haben.

In der Anzeige von Arneths 'Niello-Antipendium zu Klosterneuburg' [1]), einer herrlichen bildlichen Darstellung aus dem XII. Jahrhunderte *(lavoro di niello [niger, nigellus]),* sprach Seidl seine Freude aus, daß an vielen Orten Österreichs das Interesse für Denkmäler aus der vaterländischen Vorzeit Anregung und Nahrung finde.

Dasselbe Interesse für die Wissenschaft, derselbe Patriotismus spricht aus der Rezension von K. Zells 'Handbuch der römischen Epigraphik' (1852) [2]). „Die Liebe zum Vaterlande findet Nahrung in der Kenntnis seiner Vergangenheit. Wer aber sein Vaterland genau kennen lernen will, muß vor allem den Boden, auf dem er steht, genau kennen, d. h. darüber Aufschluß erhalten, was dieser Boden trägt, wie er im Laufe der Jahre sich geändert hat, was über denselben von den Tagen der Vorzeit an bis heute dahingegangen ist. Wenn nun irgend ein Land zu denjenigen gerechnet werden kann, für dessen Urgeschichte epigraphische Denkmäler aus der Römerzeit als Quellenschriften gelten können, so ist es die österreichische Monarchie. Auf diesem ungeheuren Raume war römische Sprache, römisches Gesetz, römischer Kultus, römisches Leben eingebürgert". Aber nicht bloß für die Vaterlandskunde, sondern für die Wissenschaft überhaupt reden die Steine und mit dieser monumentalen Sprache macht das Handbuch bestens vertraut. Seidl empfahl es daher nicht bloß den Lehrern, sondern auch den Schülern; da er mit dem Archäologen K. B. Hase in Paris [3]) der Ansicht war, daß die Schüler neben der Anschauung von solchen Denkmälern des Altertums, „die ihnen durch die Werke der Dichter, also auf dem blumenreichen Pfade der Phantasie zugeführt und liebgemacht worden sind", auch eine lebendige Anschauung von Dingen erhalten sollen, „zu denen sie bisher fast ausschließlich auf dem reizlosen Pfade des Gedächtnisses gelangen konnten — und die Epigraphik ist gewissermaßen eine archäologische Anschauungslehre oder bereitet wenigstens sie vor" [4]).

Der Archäolog Seidl sprach auch in der Anzeige von Dr. Johann Oberbecks 'Gallerie heroischer Bilderwerke der alten Kunst' [5])

[1]) Jahrb. f. Lit. u. Kunst, Nr. 9.
[2]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. VI. 307—315.
[3]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. IV, S. 510 f.
[4]) a. a. O. S. 312.
[5]) a. a. O. II, S. 452 ff.

offen den Wunsch aus, „daß der Archäologie als eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Hilfsfächer des klassischen Studiums in unseren Gymnasien mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden möge. Denn wie leicht und schnell kann man sich durch Anschauung der Originale oder getreuer Kopien von Gegenständen, die sich auf die Kultur, bürgerliches und häusliches Leben, Kriegswesen, Sitten und Gewohnheiten der Alten beziehen, eine entsprechende Vorstellung und Kenntnis verschaffen! Überdies werden ja auch im gewöhnlichen Leben Fragen archäologischen Inhaltes gestellt. Deswegen sind „archäologische Vorkenntnisse für jeden Gymnasialschüler ein Bedürfnis“ [1]).

Obiger Wunsch und dieser Satz erscheinen für den philologisch-historischen Gymnasialunterricht noch immer sehr beherzigenswert.

So machen wir Bekanntschaft mit Johann Gabriel Seidl als Schulmann.

Besonders in Cilli bildete er durch Beschäftigung mit den altklassischen Studien, mit französischen, spanischen und englischen Dichtern durch archäologische und historische Forschungen und Arbeiten, an sich jenen polyhistorischen Zug aus, welcher dem gelehrten Altösterreicher sein eigentümliches Gepräge verleiht [2]) und der seinem Berufe als Lehrer ebenso zustatten kam wie die dichterische Begabung. Darüber und über seine Wirksamkeit in der Schule spricht er sich selbst im allgemeinen in der Abhandlung: 'Zur Erklärung deutscher Lesestücke' [3]) folgendermaßen aus: „Ich habe während meiner mehr als zwölfjährigen Tätigkeit im öffentlichen und meiner mehr als 25 jährigen im Privatlehrfache stets strenge über mich gewacht und es mir zur Aufgabe gestellt, genau zu beobachten, wie viel ich von dem Stück Poet, das an mir ist, auf dem Katheder und am Lehrtische brauchen könne. Mit gewissenhafter Zurückhaltung habe ich demselben nie und nirgends erlaubt, sich geltend zu machen als eben nur dort, wo es sich darum handelte, zu wecken und anzuregen, um jugendlichen Gemütern so viel Interesse für einen Gegenstand einzuflößen, daß sie an demselben, weil er ihnen Herz und Phantasie erwärmte, auch ihren Verstand willig beteiligten. Auf diese Weise wußte ich manche für die Lektüre der alten Klassiker zu begeistern; auf diese Weise gelang es mir, viele, die da wähnen, sie hätten, weil sie deutsch geboren, die Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur mit der Muttermilch eingesogen, davon zu überzeugen, wie viel dazu gehöre, ein klassisches deutsches Lesestück ganz in sich aufzunehmen und zu verstehen, und wie man es erst lieb gewinne,

---

[1]) a. a. O. S. 457.
[2]) Nekrolog a. a. O. S. 555.
[3]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. I, S. 81 ff.

wenn man es ganz verstehe, und sie dahin zu bringen, daß sie die Meisterwerke verstehen wollten, um sie lieb zu gewinnen"[1]).

Was Johann Gabriel Seidl als Grammatikal- und Humanitätslehrer in Cilli, als Professor der deutschen Sprache am Josefstädter Gymnasium in Wien erprobt, erfahren, erkannt, das enthält vielfach der „Entwurf für die Organisation der Gymnasien und Realschulen" vom Jahre 1849, „der eine sichere Grundlage vorgezeichnet hat, nach welcher unter den gegebenen Verhältnissen vorzugehen ist, um in jedem Unterrichtszweige das vorgestreckte Ziel zu erreichen"[2]).

Schon in der monographischen Skizze: 'Maria-Rast' hatte er sich über das Gymnasium folgendermaßen ausgesprochen: „Der Gymnasialunterricht — so sehr man ihn auch verkennen mag — ist gewiß der wichtigste Bildungszweig für jeden, dem es nicht bloß um den äußeren Firnis, sondern um wirkliche Selbstvervollkommnung, nicht bloß um Reichtum im Leben und Aussicht, „sondern auch um Lebensreichtum und Einsicht zu tun ist"[3]). Und „das Gymnasium als die gelehrte Mittelschule hat mit allgemeiner höherer Menschenbildung die Vorbildung auf das selbständige Studium der Wissenschaften auf der Hochschule zu gewähren"[4]). „Seidl zählte eben unter jene nicht zahlreichen Schulmänner alten Schlages, welche die Vorzüge deutscher Gymnasialbildung und die daraus sich ergebenden Fortschritte deutscher Wissenschaft erkannten und die von einer Reorganisation der Gymnasien nach deutschem Muster eine gründliche Reform und nachhaltige Förderung der gelehrten Bildung in Österreich sich versprachen. Rückhaltslos und mit der Begeisterung eines Jünglings schloß er sich daher den von ihm verehrten Trägern der Reform, Bonitz, Exner, Mozart, an und unterstützte ihre Bestrebungen"[5]).

Mit Professor Hermann Bonitz, dem Ministerialrate Josef Mozart und dem Schulrate Adalbert Stifter begründete er die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", deren Mitredakteur er vom 20. Februar 1850 bis zu seinem Tode war. Die Anregung ging von dem Ministerialrate im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, Franz Exner, aus. Seidl wurde von ihm, seinem alten, unvergeßlichen Schulfreunde, „gleichsam als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, mit der Abfassung eines Programmes betraut, das, beifällig aufgenommen, von dem zunächst beigezogenen Begründer des neuen Organisations-Entwurfes, dem energischen, fachkundigen und stilgewandten Prof. Herm. Bonitz, umgeschmolzen, zur Basis für unsere neue Zeitschrift diente"[6]). Hier hatte unser

[1]) a. a. O. S. 85.
[2]) a. a. O. VII, S. 466.
[3]) Steierm. Zeitschr. II, S. 35 f.
[4]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. I, S. 718.
[5]) Nekrolog a. a. O. S. 555 f.
[6]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XIX, S. 749.

Schulmann ein Feld, „wo er die reichen Schätze seiner pädagogischen Erfahrung zu Nutz und Frommen der österreichischen Lehrerwelt mitzuteilen nicht müde wurde, wo sein wohlwollendes und anregendes Wesen ungehindert zum Ausdrucke kam. Mit dem Scharfblicke der Liebe durchmusterte er weite Gebiete der Literatur, um, was der österreichischen Schule nützlich schien, ihr zuzuführen"[1]). Er bedauerte lebhaft, daß „der Riß, der in politischer und konfessioneller Beziehung durch Deutschland ging, selbst herab in die Schulliteratur sich erstreckte, daher gute Schulbücher in Österreich nicht verwendet wurden, weil sie aus dem protestantischen Deutschland kamen". „Hat doch die deutsche Literatur soviel Schönes und Erhabenes, das deutsch und nur deutsch, das edel und nur edel, das fromm und nur fromm ist ohne allen Zusatz von Feindseligkeit in Politik und Glauben. Warum nicht aus allen Quellen schöpfen, deren klare Flut belebendes Labsal für jeden Gaumen ist, der nach Bildung lechzt?"[2]) Im Jahre 1862 begrüßte er mit Freude, daß seit der Neugestaltung Österreichs in konfessioneller, politischer und nationaler Beziehung die Grenzen für Lehrbücher weiter hinausgerückt worden sind; ausgeschlossen blieb mit Recht alles Provozierende, Unangemessene, die Gesetze der Duldung und Gegenseitigkeit Verletzende[3]).

Von den zahlreichen literarischen Anzeigen neuer Schulbücher und Werke, von den Besprechungen mannigfacher Programmaufsätze, in denen Seidl mit freudiger Anerkennung trefflichen Leistungen einheimischer und auswärtiger Schulmänner und Gelehrter gerecht ward und selbst an Mittelmäßigen die besten Seiten hervorsuchte, „um das Streben zu wecken und aus dem guten Willen bessere Früchte zu ziehen"[4]), kommen nur solche in Betracht, die nach methodischen Winken und pädagogisch-didaktischen Grundsätzen entweder dem Organisations-Entwurfe und den „Instruktionen" entsprechen oder überdies beachtenswert erscheinen.

Bei der Besprechung deutscher Lesebücher, Literaturgeschichten, Metriken u. a. hatte Seidl Gelegenheit, sich über den Deutsch-Unterricht im allgemeinen und besonderen zu äußern. Er drückte zunächst seine Befriedigung aus, daß der deutsche Sprachunterricht endlich unter die obligaten Fächer des Gymnasiums aufgenommen wurde[5]). Der Hauptzweck desselben ist ihm nicht bloß die Einführung der Jugend in die geistige Welt ihres Volkes, sondern auch „die Herbeischaffung einer reichen Fülle geist- und charakterbildenden Stoffes in klassischer oder mindestens tadelloser Form und dadurch eine belebende, verknüpfende und teilweise ergänzende Wirkung auf den Unterricht in sämtlichen anderen Lehr-

[1]) Nekrolog a. a. O.
[2]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. VII, S. 463.
[3]) a. a. O. XIII, S. 881.
[4]) Nekrolog a. a. O. S. 556.
[5]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. I, S. 772.

gegenständen"[1]). Er vermittelt somit eigentlich die humanistische Bildung und darin liegt die universale Aufgabe, die zentrale Stellung dieses Unterrichtes[2]).

Die Grundlage desselben ist das Lesebuch. „Dem praktischen Lehrer soll es eine Quelle sein, aus der er für sein Wirken in der Schule immer neue Nahrung schöpft; eine Richtschnur, an der er die Kunst des Unterrichtes studiert und sich als Methodiker bewährt; Saft und Blut, mit dem er die grammatischen Formen und Gesetze der Sprache belebt und durchwärmt; eine Kette, deren Glieder verschiedene Gebiete des Lebens, der Wissenschaft und Kunst sind und deren Zusammenhang hier nachgewiesen wird; ein Räderwerk, mittels dessen der eine Lehrstoff dem anderen zugeführt wird und ein Lehrer in der Schule dem anderen in die Hand arbeitet"[3]).

Der Schüler soll sein Lesebuch mit der Überzeugung zur Hand nehmen, daß es das Beste und für ihn Zweckmäßigste enthält, Schätze, die ein anderes Schulbuch ihm nicht bieten kann; es soll ihm eine Quelle sein, aus der er mannigfache Übung für Phantasie, Gewinn für Geist und Gemüht zieht. Das Lesebuch sei eine Art weltlicher Bibel[4]), es sei ein Erziehungsbuch[5]).

Der verschiedenen Organisation halber forderte Seidl verschiedene Lehrbücher für Gymnasien und Realschulen[6]); jene lagen ihm besonders am Herzen. Er warnt vor der sog. Lesebücher-Fabrikation; denn der Organisations-Entwurf brachte eine Flut von inländischen Erzeugnissen, die miteinander und mit ausländischen wetteiferten. Er verwarf mit Recht, aus minimalen methodischen Rücksichten sofort ein neues Lehrbuch herauszugeben und einzuführen; „es ist vielmehr praktischer, einem anerkannt guten Lesebuche seine ursprüngliche Gestalt und Fassung, solange es ohne merkliche Einbuße geschehen kann, unangetastet zu bewahren. Denn es kommt auf den Geist des Ganzen an, nicht so sehr auf einzelne Lesestücke, am allerwenigsten auf solche, die dem jeweiligen Modegeschmacke Rechnung tragen"[7]). Es ist ja keine Kunst, „den Goldsand aus dem Strome der deutschen Literatur, der durch so viele Seelen gegangen ist, zu sammeln; aber darin liegt die Schwierigkeit, denselben mit homogenen Bildungsstoffen so zu legieren und ihn so zu verschmelzen, daß er nicht bloß glitzernde Flitterchen abwirft, sondern zu vollgiltiger Münze für die Jugend ausgeprägt wird, mit der sie durch alle Lande dereinst anstandslos wandern kann". Er rät aus langjähriger Praxis, daß

---

[1]) a. a. O. S. 775.
[2]) a. a. O. VII, S. 466 f.
[3]) a. a. O. S. 461.
[4]) a. a. O. XIII, S. 883.
[5]) a. a. O. VIII, S. 408 u. VI, S. 431.
[6]) a. a. O. S. 49.
[7]) a. a. O. XIII, S. 883.

der Lehrer dieses Faches sich selbst ein Lehrbuch zusammenstelle, d. h. jedes fremde, das ihm geboten wird, zum eigenen methodisch gestalte[1]).

Was soll nun ein diesen Anforderungen entsprechendes deutsches Lesebuch für Gymnasien im besonderen enthalten?

Dem Kinde soll zur Lektüre nur Gutes geboten werden, eine lebendig anschauliche Fabel, ein kleines gemütliches Lied, eine frisch ansprechende Erzählung; Reales so wenig als möglich, das trete mit den aufsteigenden Stufen mehr und mehr ein, aber niemals überwiegend. Ideales und Reales in Lesestücken zu mischen, ist unstatthaft; denn „dadurch entsteht leicht eine Buntlappigkeit, Farb- und Charakterlosigkeit, eine Unentschiedenheit in der Anordnung. Ein Lesebuch soll aber kein buntscheckiges Sammelsurium sein, *ex omnibus aliquid, ex toto nihil*“ [2]).

Die Lesestücke seien als vorzüglicher Behelf zur Förderung der humanen Bildung geistig anregend, allgemein bildend durch die Vermittlung des sprachlichen Ausdruckes und seiner Klassizität; sie sollen auf die Gefühlswelt des Schülers wirken, indem sie die Licht- und Schattenseiten des Herzens, Großtaten und Schwächen darlegen, Winke fürs praktische Leben geben, für Religion und Humanität begeistern[3]). „An das Leben selbst sich anschmiegende Lesestücke“, sagt Seidl, „habe ich mich stets mit Glück bemächtigt. Die Schüler nehmen das Gelesene wieder ins Leben mit hinüber; sie fühlen sich angeregt, eigene Erfahrungen, Gedanken und Empfindungen mit jenen zu vergleichen[4]).

Betreffs der Form verlangt er unbedingt, daß die Lesestücke stilistische Muster seien[5]).

Demgemäß hat die Auswahl zu geschehen aus durchaus bewährten Schriftstellern, und zwar zumeist aus den deutschen Klassikern. „Es ist immer nützlicher, aus wenigen mustergiltigen Autoren im Gebiete der Kunst und des Wissens viel Treffliches als aus zahlreichen minder Verläßliches, *multa* aber nicht *multum* zu geben.“ Denn das Lesen deutscher Klassiker in der Schule hat nicht bloß den Zweck, richtig und gut zu lesen, sprechen und schreiben zu lernen, sondern es hat auch als Hauptbildungsmittel des Herzens und Geistes zu dienen[6]). Ferner empfahl er sehr warm die Lektüre „unserer Illiade“, des Nibelungenliedes, in den oberen Klassen. Im Untergymnasium sollen die Schüler nach dem Lesebuche mit dem Stoffe desselben bekannt, ihnen Interesse für unser großes Nationalepos beigebracht und sie so für die Lektüre des

---

[1]) a. a. O. XIII, S. 77 f.
[2]) a. a. O. VI, S. 49 ff. u. VIII, S. 408 ff.
[3]) a. a. O. VIII, S. 405.
[4]) a. a. O. I, S. 87.
[5]) a. a. O. VI, S. 49 f.
[6]) a. a. O. VII, S. 462.

Liedes selbst vorbereitet werden[1]). Überdies wünschte er die Aufnahme geschichtlicher Lesestücke, besonders vaterländischen Inhaltes. Ein frommer Wunsch des Altösterreichers war auch, daß die Schullektüre ihren Stoff aus der Dialektdichtung und aus der Literatur aller Nationen unseres großen Vaterlandes schöpfe[2]).

Vom pädagogischen Standpunkte aus forderte er mit Recht, daß die Namen der Autoren den Lesestücken beigesetzt werden. „Es soll der Jugend Pietät für diejenigen eingeflößt werden, denen sie einen gewichtigen Teil ihrer Bildung zu verdanken hat[3])".

Betreffs der Behandlung der Lesestücke gab Seidl recht praktische methodische Winke. Er empfahl dem Organisations-Entwurfe gemäß den analytischen Weg.

Der Lehrer schließe seinen Vortrag an ein Lesestück an, und zwar an ein solches, das an den Schülern Bekanntes anknüpft von wegen des harmonischen Ineinandergreifens der einzelnen Disziplinen. Das poetische Stück schicke er dem prosaischen zur Anregung der jugendlichen Phantasie voraus. Das werde vom Lehrer richtig, verständlich und schön gelesen. Die Erläuterung muß so geschehen, daß sie vom Schüler vollends verstanden werde; denn „nur das, was er ganz verstanden, was er vollkommen in sich aufgenommen, kann er sein Eigentum, seine geistige Errungenschaft nennen". Hiebei ist auf die ästhetische Exegese das Hauptaugenmerk zu legen. Die Idee, der Gedankengang, die Übergänge, der Zusammenhang aller Teile zum harmonischen Ganzen ist aufzuzeigen. „Es muß dem Schüler klar werden, wie aus dem Samenkorne der Idee die Pflanze der Dichtung erwuchs"[4]). Auszuschließen sind längere ästhetische Ausführungen und Entwicklungen; diesbezüglich empfahl er wie für Prosodie, Metrik und Stilistik den Schülern gelegentlich bei der Lektüre so viel zu entwickeln und so viel Kenntnis von den üblichsten Dichtungsformen beizubringen, als für die Mittelschule eben nötig ist[5]).

Heute schicken wir die Synthesis der Analysis voraus.

Die sprachliche Erklärung geschehe nach Seidl durch Befragung der Schüler; doch ist die Grammatik dabei nur auf das Allernotwendigste zu beschränken. Er verwahrt sich gegen ein solches „Sezieren und Analysieren; man darf „nicht dem untergeordneten Zwecke der Grammatik den höheren der Anregung, Belebung und Befruchtung des kindlichen Geistes aufopfern"[6]). Mit Recht forderte er in der Grammatik die lateinische Nomen-

---

[1]) a. a. O. IX, S. 683.
[2]) a. a. O. VI, S. 430 u. VIII, S. 407 f.
[3]) a. a. O. VII, S. 465.
[4]) a. a. O. I, S. 85 ff. u. 844 ff.
[5]) a. a. O. VII, S. 560 u. VIII, S. 414.
[6]) a. a. O. VIII, S. 409.

klatur, „damit der deutsche Sprachunterricht gewissermaßen nicht isoliert werde"[1]).

Schließlich soll ein Schüler oder der Lehrer das so behandelte Gedicht noch einmal mit Verständnis und Ausdruck lesen. Seidl beruft sich da auf den Organisations-Entwurf[2]) und auf Rudolf von Raumers Wort: „Man legt mit Recht ein großes Gewicht darauf, daß die Schüler zu gutem und richtigem Lesen angehalten werden", und hebt auf Grund seiner langjährigen, teils in der Schule, teils im Privatunterrichte gemachten Erfahrung Zweck und Bedeutung dieser Übung hervor[3]).

Ist das poetische Lesestück solchermaßen abgetan, so soll ein dem Inhalte nach verwandtes prosaisches ähnlicherweise behandelt werden. Hierbei ist vor allem Rücksicht zu nehmen auf die Verschiedenheit in der Darstellung der Idee, der Haupt- und Nebengedanken. Anlehnung an die übrigen Lehrfächer soll möglichst stattfinden. Die Selbsttätigkeit der Schüler ist stets anzuregen und herauszufordern[4]). Seidl empfahl damit eifrige Mitbeschäftigung der Schüler nicht allein für diesen Gegenstand, sondern überhaupt als ein Hauptmittel des pädagogisch-didaktischen Erfolges.

Nach diesem Vorgange behandelte er mustergiltig zuerst das Lesestück: 'Neujahr' von J. H. Voß[5]) und dann: 'Neujahrsnacht eines Unglücklichen' von Jean Paul[6]).

Was die Literaturgeschichte betrifft, so steht Seidl auf dem richtigen Standpunkte, daß sie nämlich dem Schüler an der Hand der Lektüre beigebracht werde. Das Gedächtnis soll nicht mit Namen und Werken angefüllt werden, man soll ihm höchstens nur mit einer chronologischen Zusammenstellung derjenigen Namen und Werke zuhilfe kommen, deren Geist und Sinn die Schüler bis zu einem gewissen Zeitpunkte aus den gelesenen Stücken selbst kennen gelernt und erfaßt haben[7]). Die Jugend soll nicht mit hohlen Phrasen absprechen lernen über Zustände und Produkte, von denen sie keine hinreichende Kenntnis gewonnen hat; dagegen ist nichts einzuwenden, daß der Schüler gelegentlich sein ästhetisches Urteil durch Parallelen zwischen den inhalt- und formverwandten Geistesprodukten der verschiedenen Nationen und aus allen Zeitperioden läutere und schärfe[8]). Er empfahl der obersten Klasse, den aus der Lektüre aufgenommenen und geistig verarbeiteten Stoff in literarhistorische Tabellen einzureihen[9]). Bei solcher

---

[1]) a. a. O. XV, S. 631.
[2]) S. 127 ff.
[3]) a. a. O. XIV, S. 401.
[4]) a. a. O. I, S. 91 ff. u. VIII, S. 408.
[5]) a. a. O. I, S. 241 ff.
[6]) a. a. O. I, S. 414 ff.
[7]) a. a. O. I, S. 779 u. S. 464.
[8]) a. a. O. VIII, S. 415 u. VI, S. 694.
[9]) a. a. O. XIII, S. 76 f.

Behandlung ist allerdings der historische Teil der Literaturgeschichte, der literarische Werke, Persönlichkeiten, Richtungen in ihren historischen Zusammenhängen nach Ort und Zeit beschreibt und als Ergänzung zur Staatengeschichte dient, außer acht gelassen.

An die Schullektüre schließe sich die häusliche an. Sie wirkt am ersprießlichsten, „wenn sie an den Lehrstoff der Schule erweiternd, erklärend und ergänzend sich anlehnt; sie stehe auf sittlichem und religiösem Boden und führe Charaktere vor, die für die Jugend faßlich und ansprechend sind“[1]).

Schul- und Hauslektüre dienen dem Vortrage. Seidl zog Episches vor. „Im Epischen liegt ja die Jugendperiode des Einzelnen wie eines ganzen Volkes; deshalb hört und liest die Jugend epische Gedichte am liebsten und eignet sich dieselben am besten an.“ Patriotisches soll in erster Linie gewählt werden. Hierbei fürchte der Lehrer nicht, in der Wahl hie und da zu tief herabgestiegen zu sein; den „Schülern der unteren Klassen wird es gewiß nie schaden, einen Ton anzuschlagen, der doch einmal der ihrige gewesen, sollten sie der Zeit auch schon entwachsen sein; von entschiedenem Nachteile ist es jedoch, einen Ton anschlagen zu wollen, dem Herz und Kehle erst entgegenreifen muß. Das Gedicht ist Hauptsache, nicht die Selbstgefälligkeit des Sprechers“. Je höher die Stufe, desto mehr sehe der Lehrer auf guten, richtigen, den Geist des Gedichtes klar erfassenden Vortrag[2]).

Auf der durchgenommenen Lektüre beruhen die schriftlichen Arbeiten der Schüler, sind also Reproduktionen. Bei der Auffindung und Gliederung der Gedanken eines Lesestückes sollen die Schüler nach vorgelegtem Muster zur Disposition der schriftlichen Arbeiten angeleitet werden. Die beschreibenden und erzählenden Darstellungen sind den abhandelnden (reflektierenden) vorauszuschicken; letztere sind „als sehr häkelige mit größter Vorsicht zu behandeln“[3]).

Überdies empfahl Seidl gute Kommentare zu den Schulausgaben deutscher Klassiker und entwarf gewissermaßen ein Schema dafür[4]). Bei der Besprechung von Programmaufsätzen[5]) hob er die Bedeutung von Lessings 'Laokoon' für das ästhetische Studium, der 'Volkslieder' Herders, Klopstocks und Platens als Lyriker hervor und gab zu 'Wingolf' (II. 4) eine zutreffende Erklärung[6]).

Als klassischer Philologe trat Seidl schon in der Übersetzung der Fabeln des Gabriel Faërnus und der Idylle 'Delos' von T. Calpurnius Siculus hervor. Als solchen lernen wir ihn noch kennen

[1]) a. a. O. VII, S. 171 f.
[2]) a. a. O. VI, S. 430, VII, S. 466 und VIII, S. 411.
[3]) a. a. O. I, S. 424 f. und S. 845, VIII, S. 408.
[4]) a. a. O. IX, S. 683 f.
[5]) a. a. O. IV, S. 416 ff.
[6]) a. a. O. I, S. 820 f.

gelegentlich der Besprechungen von Programmaufsätzen, so über Horaz' Satiren und Briefe[1]), über griechische Tragödien[2]), Anakreontisches[3]) u. a. Dabei versäumte er nicht, Methodisches einzuflechten. Er stellte als Übersetzungsgrundsatz auf, den Geist der Dichtung im allgemeinen, den Sinn der Worte im einzelnen wiederzugeben, den Gedanken möglichst klar darzulegen. Die Worttreue ist soweit festzuhalten als es angeht, ohne den Ton des Ganzen zu ändern oder dem Deutschen Zwang anzutun[4]). Die Übersetzungen hat die Schule sich selbst zu machen, „gegen alle fremden hat sie um so energischere Einsprache zu tun, je mehr Gefahr droht, daß sie zu Faulkissen werden, welche das wirksamste Mittel zur Förderung gründlicher Sprachkenntnis paralysieren. Wo jedoch diese Gefahr glücklich beseitigt ist, können, namentlich metrische Übersetzungen als Behelfe zur Sprachvergleichung, zur rekapitulierenden Rückübersetzung, zur innigen Assimilierung des im Urtexte Gelesenen sogar von Nutzen sein“ [5]). Er hatte da vor allem Voß' Homer-Übersetzung im Auge. Er beklagte ferner, daß in den lateinischen und griechischen Stunden gerade auf ein ausdruckvolles, von Verständnis zeugendes Lesen in den meisten Schulen zu wenig gesehen werde; im besonderen werde auf den deklamatorischen Akzent kaum Rücksicht genommen[6]). Die Teilnahme für Bruchstücke altklassischer Schriftsteller in der Schule zu wecken, hält Seidl für ein verdienstvolles Unternehmen[7]). Die Privatlektüre hat Gelegenheit, sich damit zu befassen. Und noch etwas. Bei der Besprechung von Binders *Flores aenigmatum latinorum*[8]) wünscht unser Schulmann, „es möge auch dem Scherze in der Schule Rechnung getragen werden. Gegen das *nec lusisse pudet* wird auch der kälteste Ernst nichts einzuwenden haben, wenn es mit pädagogischem Ernste geschieht“. Gewiß! Denn „Heiterkeit, sagt Goethe, ist für die Jugend der Himmel, unter dem alles gedeiht.“

Von den neuen Sprachen interessierte Seidl auch Französisch. Da empfahl er solche Grammatiken und Lesebücher, die auf die deutsche Jugend Rücksicht nahmen und sich durch geschmackvolle Auswahl mustergiltiger Lesestücke aus den vorzüglichsten alten, neuen und neuesten Schriftstellern hervortaten[9]).

Auf den innigen Zusammenhang zwischen Geographie und Geschichte überhaupt wies Seidl bereits oben hin; das gilt auch

---

[1]) a. a. O. X, S. 170.
[2]) a. a. O. S. 171.
[3]) a. a. O. XI, S. 83 f.
[4]) a. a. O. X, S. 171.
[5]) a. a. O. VI, S. 752 ff.
[6]) a. a. O. XIV, S. 402.
[7]) a. a. O. XI, S. 84.
[8]) a. a. O. X, S. 170.
[9]) a. a. O. I, S. 904; II, S. 484; VII, S. 83 f.

für den Unterricht. Zudem forderte er Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Hiefür sind zunächst geographische Charakterbilder zu verwenden, die dem Schüler die eigene Anschauung so weit als möglich ersetzen. „Sie soll ihm aber dafür nicht eine fremde geben, nicht eine blaue, grüne, rote oder wie immer gefärbte Brille, durch die er die Gegenstände nicht so sieht, wie sie sind, nicht sieht, wie er sie sehen würde, sondern wie irgend ein vielleicht geistreicher Tourist sie gesehen hat" [1]). Besonders empfahl er illustrierte Charakterbilder aus der österreichischen Monarchie [2]). In seinem Werke: 'Wanderungen durch Tirol und Steiermark' finden wir für beides Muster.

Soll die Geschichte „die Schule der Beispiele und die Meisterin der Schule sein, so muß sie lebenswarm und beweglich aus dem Leben herausgegriffen, echt und unverfälscht hingestellt, nicht aber in den starren Rahmen eines Systems hineingezwängt und so, dem einseitigen Urteile der Jünger und Nachbeter derselben preisgegeben, a priori konstruiert werden" [3]). Damit schloß Seidl die streng wissenschaftliche Behandlung der Geschichte, die Kritik der Systeme mit Fug und Recht aus. Sie bilde vielmehr aus der Vergangenheit für die Gegenwart, durch die fremde Welt für die vaterländische, sie wecke und nähre Begeisterung für die idealen Güter der Menschheit. Der Lebendigkeit des geschichtlichen Unterrichtes dienen auch Charakterbilder und Biographien [4]). Jene gewähren Eindrücke, die für das ganze Leben dauern. Die Abbildungen dazu sollen entweder nach Originalen (Münzen, Medaillen, Büsten) oder nach Kopien bedeutender Kunstwerke geschehen [5]). Gute Biographien sind überhaupt bildend, in der Geschichte umsomehr, je näher die Person der Zeit steht, in der wir selbst leben [6]). Die Persönlichkeit muß aus dem Strome der Zeit immer mehr auftauchen, denselben immer sicherer in befruchtende Bahnen lenken und fortleiten. Dem Schüler kommt dann Goethes Wort so recht zum Bewußtsein: „Höchstes Glück der Erdenkinder — Ist nur die Persönlichkeit". Beide Hilfsmittel des historischen Unterrichtes sollen sich streng objektiv an die Tatsachen halten und in gefälliger Form abgefaßt sein [7]).

Seidl hätte der Archäologie so gerne einen Platz unter den Gegenständen des Gymnasiums eingeräumt; bei der Besprechung keltischer und römischer Antiken in Steiermark [8]) erschien es ihm

[1]) a. a. O. X, S. 168.
[2]) a. a. O.
[3]) a. a. O. VII, S. 323.
[4]) a. a. O. II, S. 452 ff., III, S. 102 ff.
[5]) a. a. O. XV, S. 634.
[6]) a. a. O. X, S. 169.
[7]) a. a. O. XIII, S. 883.
[8]) a. a. O. VII, S. 743.

besonders empfehlenswert, daß wenigstens der Unterricht in der Vaterlandskunde darauf Rücksicht nehme.

Außer diesen Arbeiten, die eine Menge pädagogisch-didaktischer Anregungen und Anleitungen enthalten, nahmen des Schulmannes Tätigkeit trotz Kränklichkeit und zunehmende Augenschwäche die letzten Abteilungen der Gymnasial-Zeitschrift, nämlich die Chronik der Gymnasien, die Bewegung auf administrativem Gebiete und die Register in Anspruch bis zu seinem Tode; denn noch neun Tage vor seinem Hingange besorgte er auf dem Krankenlager die letzte Korrektur des Juliheftes, das den Nekrolog enthalten sollte.

Und so war er unermüdlich tätig für die idealen Güter der Menschheit, für die Bildung des Herzens und Geistes, und die Triebfeder war das treue Vaterlandsgefühl, das in der im Jahre 1853 verfaßten Volkshymne gipfelt.

Der des Wanderns müde Dichter freute sich in seinen alten Tagen, daß sein einstiges Streben doch nicht vergessen ist[1]). Ja, es ward nicht vergessen und soll nicht vergessen werden. Der k. k. Schatzmeister (1856) und Regierungsrat (1867) Seidl wurde im Jahre 1871 in Anerkennung seiner vieljährigen verdienstlichen Leistungen als Lehrer und Schriftsteller in den Ruhestand versetzt und zum 70. Geburtstage wurden ihm von allen Seiten Ehrungen zuteil; Se. Majestät verlieh ihm ob des verdienstlichen Wirkens sowohl im Hof- und Staatsdienste, als auch auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur den Titel und Charakter eines Hofrates taxfrei. Und diese Tage rufen in den weiten Gauen des Vaterlandes und darüber hinaus die fromme Erinnerung an den Sänger, Forscher und Schulmann besonders wach. Sie werde zur Tat!

Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!

[1]) Brief an Julius von der Traun am 17. März 1872.

Pettau. A. Gubo.

